

4. Das Selbst und verwandte Konstrukte

Wie in Abschnitt 3 deutlich wurde, existieren zwar recht elaborierte theoretische Vorstellungen über das Konstrukt des Selbst, von einer Operationalisierbarkeit des Konstrukts im persönlichkeitspsychologischen Sinn sind sie jedoch weit entfernt. Für eine systematische Erforschung können nur solche Konstrukte Verwendung finden, die in Anlehnung an das Konzept der über Situationen und den Zeitverlauf hinweg stabilen Persönlichkeitstraits (vgl. Abschnitt 1.5.) operationalisiert werden können. Die Aufgabe dieses Abschnitts ist es daher einerseits, herauszuarbeiten, welche selbstbezogenen Konstrukte auf diese Art und Weise verwendet werden können und andererseits den Stand der Forschung zu diesen Konstrukten abzubilden.

Anzumerken ist an dieser Stelle, daß nahezu alle Konstrukte, die in diesem Abschnitt beschrieben werden, ursprünglich aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum stammen. Obwohl sich auch Vertreter der kontinentaleuropäischen Forschungstradition mit Konstrukten des Selbst auseinandergesetzt haben, fehlen doch bei diesen weitestgehend Operationalisierungen der selbstbezogenen Konstrukte (vgl. Abschnitt 1.3.).

Da es auch bei den Konstrukten des Selbst sprachlich/definitorische Uneinheitlichkeiten gibt und überdies keineswegs Einigkeit über die Anzahl und Bedeutung all dieser Konstrukte besteht, soll hier eine Beschränkung auf diejenigen Konstrukte stattfinden, die hinreichend etabliert, operationalisiert und in der empirischen Forschung bewährt sind.

Diese Beschränkung ist deswegen notwendig, weil die in der Alltagssprache gebräuchlichen Begriffe wie "Selbstmitleid", "Selbstzweifel", "Selbstbewußtsein", "Selbstachtung" und Ähnliches in der wissenschaftlichen Betrachtung des Selbst eher zur Verwirrung beitragen, als daß sie in der Lage wären, einen kohärenten Beitrag zu leisten.

In den kommenden Abschnitten sollen hier folgende Konstrukte eingehender betrachtet werden: Selbstkonzept, Identität, Selbstwert, dispositionelle Selbstaufmerksamkeit und Self-Monitoring (Selbstüberwachung).

4.1. Das Konstrukt des Selbstkonzepts

Faßt man das Selbstkonzept, wie es den Definitionsversuchen in Abschnitt 3.4. zusammenfassend zu entnehmen ist, als Wissen über die eigene Person auf, so impliziert dies bereits, daß es sich hier um kein eindimensionales Konstrukt handeln kann. Obwohl das Selbst als Entität betrachtet werden mag, ist das Selbstkonzept eher als mehr oder weniger unzusammenhängendes Set von Ideen, Schlüssen und Illusionen, die eigene Person betreffend, anzusehen (Baumeister, 1997). Als fruchtbarer für die Forschung als die Konzeption eines einzelnen Selbstkonzepts hat sich die Konzeption der Selbstschemata, der spezifischen Konzepte verschiedener Aspekte des Selbst (Markus, 1977) herausgestellt. Das Selbstkonzept fungiert hier als Oberbegriff für die Sammlung intraindividuelle Konzeptualisierungen der eigenen Traits, als Produkt der Verarbeitung selbstbezogener Information.

4.1.1. Die Entstehung des Selbstkonzepts

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive stellt sich zunächst die Frage, auf welche Weise kategorisierte, selbstbezogene Informationen erworben werden. Die Feststellung, daß Kinder in bestimmte Rollen hineingeboren werden (Familie, Kulturkreis) ist trivial und sagt nicht unmittelbar etwas über die Entwicklung eines eigenen Selbstkonzepts, über die Generierung und Systematisierung von Wissen über die eigene Person aus.

Die Entwicklung des Selbstkonzepts beginnt mit der Entdeckung der Kontingenz in eigenen Handlungen, wie beispielsweise das Bemerkten, daß sich das Spiegelbild in Abhängigkeit von den Bewegungen des eigenen Körpers bewegt (Lewis und Brooks-Gunn, 1979). Nach Gewinnung der Erkenntnis, daß die eigene Person zu einer bestimmten Familie gehört, daß man entweder männlich oder weiblich ist, bilden im Vorschulalter vor allem Konzeptionen der

eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen die wesentlichen Inhalte des Selbstkonzepts. Diese Betrachtungsweise des Selbst gewinnt im Verlauf der Schulzeit eine immer stärkere Bedeutung, das Kind sieht sich hier veranlaßt, die eigenen Kompetenzen relativ zu denen der Mitschüler zu betrachten (Ruble, 1983). Die Abstraktionsleistung, über eigene Traits, Wahlmöglichkeiten und Werte zu reflektieren, wird im wesentlichen in der Adoleszenz aufgebaut.

Zur Erklärung des Zustandekommens des Selbstkonzepts hat der symbolische Interaktionismus, der auf George Herbert Mead zurückgeht, wesentliche Beiträge geleistet. Hier wird das Feedback, das in sozialer Interaktion über die eigene Person gegeben wird, als wesentlichste Quelle der Generierung des Wissens über sich selbst angesehen. Allerdings läßt der symbolische Interaktionismus außer acht, daß dieses Feedback substantiellen Wahrnehmungsfehlern unterworfen sein kann. Verschiedene Autoren haben daher die Grundannahmen des symbolischen Interaktionismus kritisiert. Shrauger und Schoeneman (1979) konnten zeigen, daß Selbstkonzepte lediglich mit den Erwartungen, wie die eigene Person durch andere bewertet wird, korreliert waren, in nur wesentlich geringerem Maße aber mit den tatsächlichen Bewertungen durch andere. In diesem Sinne könnte argumentiert werden, daß das Selbstkonzept in erster Linie das Produkt von Vermittlungsprozessen zwischen dem interpersonellen Feedback und den präferierten Bewertungen der eigenen Person ist.

Swann und Hill (1982) konnten demonstrieren, daß die Effekte sozialen Feedbacks nicht unabhängig von den Möglichkeiten der Person sind, auf das Feedback zu reagieren. Personen, denen keine Möglichkeit gegeben wurde, auf ein zufälliges Feedback über eine erbrachte Leistung zu reagieren, neigten dazu, dieses zu akzeptieren und ihr Selbstkonzept dementsprechend anzupassen. Bestand jedoch die Möglichkeit, auf das Feedback zu reagieren und sich gegenüber Elementen des Feedbacks, die als nicht zutreffend erlebt wurden, zu verteidigen, so zog dies keine Veränderung des Selbstkonzepts nach sich. Die Variable der Möglichkeit der aktiven Einflußnahme auf als inadäquat erlebtes Feedback besitzt demnach eine große Bedeutung: Hier

setzten Verteidigungsmechanismen ein, die es erlauben, das eigene Selbstkonzept aufrecht zu erhalten, auch wenn selbstkonzeptdiskrepantes Feedback gegeben wird. Auch dieser Befund ist zumindest dazu geeignet, die Bedeutung des sozialen Feedbacks, so wie sie im symbolischen Interaktionismus postuliert wird, zu relativieren.

4.1.2. Stabilität vs. Variabilität des Selbstkonzepts

Folgt man der Argumentation des symbolischen Interaktionismus, so muß davon ausgegangen werden, daß weder die Kategorien, die zur Organisation des Wissens über die eigene Person erworben werden, noch deren Inhalte als zeitlich stabil betrachtet werden können (Morse und Gergen, 1970). Wie jedoch bei Swann und Hill (1982) zum Ausdruck kam, scheinen kognitive Ressourcen wie die Möglichkeit, auf selbstkonzeptdiskrepantes Feedback aktiv reagieren zu können, der ständigen Bedrohung der Stabilität des Selbstkonzepts entgegenzuwirken.

Zum Verständnis dieser Problematik ist es hilfreich, sich vor Augen zu führen, daß der symbolische Interaktionismus in besonderer Weise eine sozialpsychologische Betrachtungsweise zum Ausdruck bringt. In der Betrachtung des Selbstkonzepts durch andere psychologische Disziplinen, etwa in der Therapieforschung, stellt sich hingegen heraus, daß auch jahrelange therapeutische Intervention oft nicht in der Lage ist, Konzeptionen des Selbst auf Seiten des Klienten zu beeinflussen (vgl. Wylie, 1979).

In diesem Sinne kann auch das humanistische Menschenbild, wie es beispielsweise in der Gesprächspsychotherapie nach Rogers zum Ausdruck kommt, als zu optimistisch angesehen werden. Rogers (1951) postuliert eine jedem Organismus innewohnende *Selbstaktualisierungstendenz*, die als das generelle Bestreben verstanden werden kann, Erfahrungen in das eigene Selbstkonzept zu integrieren. Psychische Fehlfunktionen sind nach Rogers die Folge der *Inkongruenz*, der Diskrepanz zwischen dem Erleben des Organismus und dem Selbstkonzept. Bei hoher Inkongruenz stützt die Selbstaktualisierungstendenz zwar das Selbstkonzept, dies allerdings in unrealistischer Art und

Weise, da sie nicht in der Lage ist, die konträren Erfahrungen in das Selbstkonzept zu integrieren. Die Folge dieser Diskrepanz zwischen Organismus und Selbst ist nach Rogers (1951) erlebte Angst. Die Aufgabe des Therapeuten besteht in der Gesprächspsychotherapie darin, den Klienten bei der Erforschung seines Selbst verständnisvoll zu begleiten.

Wenn allerdings der Erfolg auch einer solchen Therapie, die im wesentlichen darauf abzielt, dem Klienten zu ermöglichen, sein Selbstkonzept stärker an die Realität anzupassen, in Therapieerfolgsevaluationen immer wieder als uneinheitlich und stark bedingungsabhängig beschrieben wird (vgl. Grawe, 1995), so vermag auch dies die These der relativen Instabilität des Selbstkonzepts zu stützen.

4.1.3. Selbstkonzept, mögliches Selbst und Idealselbst

Eng verwandt mit dem Selbstkonzept als dem Wissen über die eigene Person ist das Wissen darum, wie die eigene Person idealerweise sein könnte oder sein sollte. Dieses Wissen wird als mögliches Selbst (Markus und Nurius, 1986) bezeichnet. Hierunter fallen sowohl erwünschte als auch unerwünschte Aspekte. In einem weiteren Betrachtungsrahmen könnte die Konzeption des möglichen Selbst als essentielles Bindeglied zwischen Selbstkonzept und Motivationen verstanden werden (Hamatchek, 1992) und auch die Entstehung von Emotionen erklären.

In diesem Kontext können die von Higgins (1987) vorgeschlagenen Begrifflichkeiten des Soll-Selbst (eines Mindest-Standards) und des Idealselbst herangezogen werden. Emotionen wie Angst und Schuld entstehen dann, wenn eine Diskrepanz zwischen dem aktuellen Selbst und dem Soll-Selbst wahrgenommen wird. Traurigkeit, Depressivität und Enttäuschung hingegen sind Ausdruck einer Diskrepanz zwischen aktuellem Selbst und Idealselbst.

4.1.4. Die Struktur des Selbstkonzepts

Wie bereits deutlich wurde, kann das Selbstkonzept eines Individuum nicht als einheitliches Ganzes betrachtet werden, da unterschiedliche Lebensbereiche spezifische Konzeptionen dessen, was die eigene Person ausmacht, erfordern. Analog zu Strukturmodellen der Intelligenz wurde daher auch im Hinblick auf das Selbstkonzept versucht, bereichsspezifische Komponenten des Selbstkonzepts zu identifizieren.

Hamatchek (1992) zählt vier verschiedene Komponenten des Selbstkonzepts auf: Das physische Selbstkonzept, das soziale Selbstkonzept, das emotionale Selbstkonzept und das intellektuelle Selbstkonzept. Ähnlich wie bei den Intelligenzstrukturmodellen variieren diese vier Bereiche jedoch nicht vollständig unabhängig voneinander. Verfügt das Individuum beispielsweise über ein positives körperliches Selbstkonzept, so mag dies dazu führen, daß auch die eigenen sozialen Fähigkeiten besser bewertet werden, was wiederum zur Folge haben kann, daß emotionale Aspekte der eigenen Person freier ausgedrückt werden können.

Shavelson et al. (1976) konnten in einer Metaanalyse verschiedener bis dahin vorliegenden Operationalisierungen des Selbstkonzepts mit Hilfe faktoranalytischer Techniken eine Struktur aufzeigen, die der von Hamatchek (1992) getroffenen Einteilung sehr nahe kommt. In einem hierarchischen Modell des Selbstkonzepts fanden sie unterhalb des "general self concept" die vier Facetten "academic", "social", "emotional" und "physical self concept". Sie erheben den Anspruch, die einzelnen Selbstkonzeptbereiche bis auf die Ebene einzelner Klassen von Situationen weiter ausdifferenzieren zu können, wobei allerdings die Stabilität der Selbstkonzeptvariablen mit wachsender Konkretheit des Geltungsbereichs abnimmt.

4.1.5. Methoden der Messung des Selbstkonzepts

Da das Wissen um die eigene Person von einer starken interindividuellen Variabilität gekennzeichnet ist, stehen sich in der Entwicklung von Instrumentarien standardisierte Verfahren, deren Anliegen die Messung allgemeingülti-

ger Komponenten des Selbstkonzepts ist, und eine Reihe idiographischer Herangehensweisen gegenüber. Beide Gruppen von Verfahren sind allerdings mit dem Problem behaftet, daß die Messung des Selbstkonzepts als reine Inventarisierung verschiedener Wissensinhalte zumeist konfundiert ist mit evaluativen Aspekten, die der Domäne des Selbstwertes angehören.

4.1.5.1. Offene Verfahren

Die Gruppe dieser Verfahren will der Individualität des Selbstkonzepts dadurch Rechnung tragen, daß nicht auf vorgegebene Items geantwortet werden soll, sondern dem Probanden Gelegenheit gegeben wird, auf Fragen wie "Who are you?" oder "Who am I?" nicht fest vorgegebene offene Antworten zu geben. Auf diese Weise soll ein umfassendes Bild der facettenreichen und inhaltlich variierenden Bereiche, die das Selbstkonzept einer Person ausmachen, gewonnen werden. Wie bei allen qualitativen Verfahren ist hier jedoch eine Vergleichbarkeit der gegebenen Antworten zwischen verschiedenen Probanden im Sinne der Gütekriterien der klassischen Testtheorie nicht gegeben. Ein Versuch der Systematisierung solcher freien Antworten von Gordon (1968) sieht vor, daß die Antworten acht inhaltsanalytisch erarbeiteten Kategorien zugeordnet werden, um zumindest die Häufigkeit der Nennungen in den einzelnen Kategorien über Personen hinweg vergleichen zu können.

Als ein nicht-sprachliches Verfahren zur Messung des Selbstkonzepts ist die Autophotographie (Ziller und Smith, 1971) zu nennen, bei der die Probanden mit einer Sofortbildkamera selbstkonzeptrelevante Aufnahmen von Menschen, Dingen oder der Umwelt machen sollen. Wenn auch die Schwächen, die bei der Beantwortung von offenen Fragen auf dem Papier bezüglich der Salienz der Inhalte des Selbstkonzepts bestehen, hierdurch teilweise ausgeräumt werden können, so bleibt dennoch auch bei diesem Verfahren die Problematik der mangelnden Reliabilität bestehen.

4.1.5.2. Standardisierte Verfahren

Die Bereiche, die in standardisierten Verfahren zur Messung der Inhalte des Selbstkonzepts enthalten sind, orientieren sich zumeist an der Einteilung, die in Abschnitt 4.1.4. dargestellt wurde, d.h. an der Einteilung in einen körperlichen, einen sozialen, einen emotionalen und einen leistungsbezogenen Bereich. Ein wesentlicher Kritikpunkt an einem quantifizierenden Zugang zu den Inhalten des Selbstkonzepts besteht darin, daß in den vorgegebenen Inhaltsbereichen möglicherweise nicht die im Einzelfall zentralen Aspekte des Wissens einer Person über sich selbst enthalten sind. Auch ist fraglich, ob die Instrumente zwischen der Erfassung des tatsächlichen Wissens über die eigene Person und dem Wissen darüber, wie die eigene Person möglicherweise sein könnte bzw. sein möchte (vgl. Abschnitt 4.1.3.), zu differenzieren vermögen. Neben der fragwürdigen Operationalisierung des Selbstkonzepts, wie sie zuweilen durch gängige Persönlichkeitsfragebögen wie dem FPI (Fahrenberg et al., 1989), vorgenommen wird, gibt es im deutschsprachigen Bereich nur ein Instrument, das sich explizit mit dem Selbstkonzept beschäftigt.

Die Frankfurter Selbstkonzeptskalen (FSKN) von Deusinger (1986) umfassen insgesamt folgende Bereiche: Leistung (allgemeine Leistungsfähigkeit, allgemeine Problembewältigung, allgemeine Verhaltens- und Entscheidungssicherheit), Selbstwertschätzung (nicht weiter unterteilt), Stimmung und Sensibilität (nicht weiter unterteilt) und psychosozialer Bereich (Standfestigkeit gegenüber Gruppen, Kontakt- und Umgangsfähigkeit, Wertschätzung durch andere, Irritierbarkeit durch andere, Gefühle und Beziehungen zu anderen). Die Konstruktion der Skalen erfolgte auf intuitivem Weg und wurde nicht faktorenanalytisch abgesichert.

Die Konsistenzkoeffizienten (Cronbachs Alpha) bewegen sich für die einzelnen Skalen in einer Stichprobe männlicher Erwachsener zwischen .52 und .87 mit den geringsten Werten für "Gefühle und Beziehungen zu anderen" und "Kontakt- und Umgangsfähigkeit" und den höchsten für "Standfestigkeit gegenüber Gruppen" und "allgemeiner Selbstwert". Wie bei dem Gegenstand

der Betrachtung nicht anders zu erwarten, sind die Skaleninterkorrelationen mit Werten zwischen .34 und .76 erheblich oberhalb des Niveaus angesiedelt, wie es in gängigen Persönlichkeitsinventaren anzutreffen ist.

Das Hauptproblem der FSKN ist jedoch darin zu sehen, daß sämtliche Skalen nicht reine Inventarisierungen des Wissens über die eigene Person darstellen, sondern mit evaluativen, also primär selbstwertbezogenen Aspekten der eigenen Person konfundiert sind. Dies kommt auch darin zum Ausdruck, daß alle übrigen FSKN-Skalen hoch mit der Unterskala FSSW (Selbstwertschätzung) korrelieren (.40 bis .76).

4.1.6. Bewertung des Konstrukts "Selbstkonzept"

So "einfach" das Selbstkonzept als Wissen über die eigene Person definitorisch abzugrenzen sein mag, so schwierig gestaltet sich aber der Versuch einer Operationalisierung im Rahmen persönlichkeitspsychologischer Fragestellungen. Selbst nach der Einteilung des Selbstkonzepts in einzelne Geltungsbereiche zeigt sich dennoch, daß diese von einer mangelnden Reliabilität gekennzeichnet sind. Insbesondere bei der Konstruktion von Skalen, die den Anspruch erheben, einzelne, bereichsspezifische Selbstkonzepte zu messen, zeigt sich, daß die so operationalisierten Bereiche von evaluativen (selbstwertbezogenen) Gesichtspunkten nicht klar abgegrenzt werden können. Zu diesem Schluß kommt auch Hormuth (1996) in seinem Beitrag zur Enzyklopädie der Psychologie: "Objektive Instrumente für Erwachsene beschränken sich häufig auf die evaluative Komponente und sind somit eher dem Bereich des *Selbstwerts* als evaluativer Dimension des *Selbstkonzepts* zuzuordnen" (S. 269).

Auch aufgrund der ungeklärten bzw. kontrovers diskutierten Frage der Stabilität von Selbstkonzepten stellt sich insgesamt der Eindruck ein, daß der Gegenstand des Selbstkonzepts zu komplex beschaffen und einer zu großen Dynamik unterworfen ist, um ihn systematisch und im Hinblick auf seine Zusammenhänge mit anderen Konstrukten der Persönlichkeitspsychologie untersuchen zu können.

Es stellt sich daher die Frage, ob die Konzeptualisierung des Selbstkonzepts, so wie sie hier vorgestellt wurde, nicht generell auf einer zu hohen Abstraktionsebene angesiedelt ist, um einer empirischen Betrachtung zugeführt werden zu können. Wie in den folgenden Abschnitten gezeigt wird, gibt es auf einer konkreteren Betrachtungsebene ein dem Selbstkonzept untergeordnetes und der Empirie zugänglicheres Konstrukt: Das Konstrukt der Identität.

4.2. Das Konstrukt der Identität

Als großes Mißverständnis, den Begriff der Identität betreffend, kann die sozialpsychologisch geprägte Sichtweise des Konstrukts angesehen werden, die diese oder besser gesagt die verschiedenen Identitäten einer Person als bloßes Produkt der sozialen Rollen anzusehen, die diese innehat. Was hier vernachlässigt wird, ist die einfache Tatsache, daß die Person eine Identität, eine Definition ihrer selbst, auch aus Quellen bezieht, die in ihr selbst verankert sind. Wendet man Eriksons (1968) Beschreibung der Identität einer Person als Sicht ihrer selbst, basierend auf vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Erfahrungen an, so wird schnell evident, daß sich diese Erfahrungen nicht ausschließlich auf die aktuelle soziale Interaktion beziehen.

Für eine persönlichkeitspsychologische Betrachtung der Identität einer Person würde es auch wenig Sinn machen, hier eine Inventarisierung des Sozialgefüges einer Person vorzunehmen, also inhaltlich aufzuschlüsseln, in welchen sozialen Gruppen sie welche Position einnimmt. Gefragt ist hier eher eine globalere Betrachtungsebene, die zwischen identitätskonstituierenden Größen in der Person selbst und in ihrem sozialen Umfeld differenziert, etwa im Sinne von Mead (1934), der das Selbst als Interaktion eines primär soziologischen Gesichtspunkts (dem sogenannten "Me") und eines originär psychologischen (dem sogenannten "I") versteht. Obwohl dies als Gedankenmodell viel zum Verständnis der Identität beitragen mag, ist die Vorstellung vom "Me und "I" als miteinander in Dialog stehenden Instanzen inzwischen als überholt anzusehen (Deschamps und Devos, 1998).

Interessanter ist die Betrachtung aus persönlichkeitspsychologischer Sicht, die sich die zentrale Frage stellt, welche inneren und äußeren Aspekte des Lebens eine Person als bestimmend für ihre Identität ansieht. Die subjektiven Wichtigkeiten, die unterschiedlichen Quellen beim Entstehen der Identität beigemessen werden, können hier im persönlichkeitspsychologischen Sinn als Traits aufgefaßt werden. Die Ansicht, daß sich Individuen hinsichtlich der subjektiven Wichtigkeit voneinander unterscheiden, die sie unterschiedlichen identitätskonstituierenden Quellen beimessen, kommt auch bei Sampson (1978) zum Ausdruck: "... manche Menschen mögen ihre Identität vornehmlich durch ihre berufliche Rolle beschreiben, die als Aspekt der Umwelt anzusehen ist. Andere wiederum mögen ihre Vorlieben und ihren Geschmack als Charakteristika ihrer Identität betrachten und diese als Aspekte ihrer Person ansehen" (S. 553, Übersetzung des Autors, Originalzitat in Anhang I).

In Anlehnung an die Einteilung von Deschamps und Devos (1998) sind hier zunächst zwei wesentliche Bereiche zu unterscheiden: Den Bereich der persönlichen Identität (z. B. Vorlieben und Geschmack) und den der sozialen Identität (z. B. berufliche Rolle).

4.2.1. Soziale Identität

Das Konzept der sozialen Identität gründet sich auf die Tatsache, daß Individuen sozialen Gruppen angehören. Soziale Identität wird verstanden als derjenige Teil des Selbst, der sich auf Kognitionen, die aus sozioökologischen Positionen entstehen, bezieht (Sarbin und Allen, 1968). Individuen, deren Gruppenzugehörigkeiten sich ähnlich sind, besitzen demnach auch ähnliche soziale Identitäten. Aus diesem Grund konstituiert sich die subjektive soziale Identität aus der Wahrnehmung von Ähnlichkeiten. Gefühle der Zugehörigkeit zu einer Gruppe und der Identifikation mit dieser Gruppe sind jedoch nur möglich in Abgrenzung zu Gruppen oder Gruppierungen, denen das Individuum nicht angehört. Daher muß die soziale Identität als aufgespalten angesehen werden in einerseits die Wahrnehmung der Ähnlichkeit zu anderen Personen mit einem ähnlichen sozialen Hintergrund und andererseits der Wahr-

nehmung der Unterschiedlichkeit dieser gruppeninternen Ähnlichkeit in Kontrast zu dem, was Mitglieder anderer Gruppen auszeichnet. Je stärker die Identifikation mit der eigenen Gruppe ist, desto höher wird auch die wahrgenommene Unterschiedlichkeit zu anderen Gruppen sein (Deschamps und Devos, 1998).

4.2.2. Persönliche Identität

Die spezifischen Attribute einer Person konstituieren deren persönliche Identität. Die Individualität einer Person gründet darauf, daß sie einzigartige Attribute in sich vereinbart, die sie unterscheidbar von anderen machen. Die Wahrnehmung eben dieser Unterschiedlichkeit von anderen Individuen kann nur in sozialem Umgang mit anderen erfolgen, nur hier kann das Individuum sich als identisch zu sich selbst begreifen. Deschamps und Devos (1998) definieren daher persönliche Identität als das, was eine Person ähnlich zu sich selbst und gleichzeitig verschieden von anderen macht.

4.2.3. Persönliche und soziale Identität – Pole eines Kontinuums?

Die Vorstellung eines Identitätskontinuums, das von persönlicher Identität als extremem Pol zu sozialer Identität als Gegenpol reicht, würde implizieren, daß eine Person sich *entweder* primär im Kontext der Ähnlichkeit zu anderen (im Sinne der sozialen Identität) *oder* im Licht der Unterschiedlichkeit von anderen (im Sinne der persönlichen Identität) wahrnimmt. Dies entspricht in etwa der Ansicht von Tajfel und Turner (1979), die zwei grundlegende Formen von Sozialverhalten unterscheiden. Unter *interpersonalem Verhalten* wird die Interaktion von zwei oder mehr Personen verstanden, wobei die Form der Interaktion ausschließlich durch individuelle Charakteristika der Interaktionspartner festgelegt wird und nicht durch die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen. Umgekehrt wird als *Intergruppenverhalten* eine Interaktionsform verstanden, deren Regeln lediglich durch Gruppenzugehörigkeiten und nicht durch individuelle Charakteristika bestimmt sind. Turner (1981) sieht hier eine Korrespondenz von einerseits persönlicher Identität zu interpersonalem Verhalten und andererseits sozialer Identität und Intergruppenverhalten gegeben.

Legt man diese Kontrastierung zugrunde, so würde dies bedeuten, daß die Bedürfnisse, sich selbst durch wahrgenommene soziale oder persönliche Identität, die diesen Interaktionsformen entwächst, zu definieren, sich gegenseitig beeinflussen. Diese Annahme hält jedoch der Realität insofern nicht stand, als daß die beiden oben beschriebenen Interaktionsformen nie in einer reinen Form auftreten. Tatsächliches Verhalten ist immer eine Mischform aus beidem, auch wenn natürlich Elemente des einen oder des anderen in einer konkreten Situation überwiegen können.

Unter der Annahme, daß sich persönliche und soziale Identität nicht als zwei Pole eines Kontinuums gegenüberstehen, unternahmen Cheek und Briggs (1982) den Versuch, Personen nach der Wichtigkeit von Aspekten, die ihre Identität konstituieren, zu beurteilen und konnten zeigen, daß Aspekte der sozialen Identität (z.B. "meine Beliebtheit bei anderen", "Gruppen, denen ich angehöre") und der persönlichen Identität (z.B. "meine Emotionen und Gefühle", "meine zukünftigen Ziele und Absichten") jeweils für sich betrachtet recht konsistente Skalen ergaben. Die Items hierzu wurden einer Liste von Sampson (1978) entnommen. Untereinander korrelierten die von Cheek und Briggs (1982) verwendeten Skalen positiv zu .29. Wenngleich sich die so erhaltene Korrelation von Null unterscheidet, so ist sie doch keineswegs hoch negativ, wie die Annahme von zwei Polen eines Kontinuums implizieren würde. Auch auf faktorenanalytischem Weg ließen sich deutlich zwei weitestgehend voneinander unabhängige Dimensionen der persönlichen und sozialen Identität aufzeigen (Cheek und Hogan, 1981).

4.2.4. Operationalisierung von persönlicher und sozialer Identität

Im Anschluß an die Studie von 1982 begannen Cheek und Briggs, die Qualität der Skalen zu persönlicher und sozialer Identität durch Hereinnahme zusätzlicher Items und deren Betrachtung hinsichtlich der Kontentvalidität wie auch im Rahmen der Itemanalyse der klassischen Testtheorie bezüglich der Reliabilität zu verbessern. Das Instrument, das so entwickelt wurde, wurde als "Aspects of Identity Questionnaire (AIQ)" benannt. In der ersten Fassung

(Cheek, 1982/1983) waren 9 Items zur persönlichen und 8 zur sozialen Identität enthalten. Penner und Wymer (1983) konnten bei dieser Version Reliabilitäten von .82 für persönliche und .83 für soziale Identität feststellen.

In der Folge stellte sich faktorenanalytisch heraus, daß gewisse Items, die der Domäne der sozialen Identität zugeordnet waren, dazu neigten, sich als eigenes Variablencluster herauszustellen. Dies waren Items, deren Inhalt auf die Identifikation mit der Angehörigkeit zu bestimmten Gruppen abzielte (z.B. "Religion", "Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören"). In einer weiteren Überarbeitung der Skalen (Cheek et al., 1985; Cheek, 1989) wurde daher dem Instrument als weitere Skala "kollektive Identität" angefügt. Zu bemerken ist hier allerdings, daß es sich um eine rein explorativ gefundene Skala handelt, für die bislang keine theoretische Grundlage existiert. Für diese Version konnte Tropp (1992) Reliabilitäten in Höhe von .77 für persönliche, .86 für soziale und .66 für kollektive Identität feststellen.

Die derzeit aktuelle Version wird als AIQIIIx (Cheek et al., 1994) bezeichnet und enthält neben den drei bisher bekannten Skalen weitere identitätskonstituierende Aspekte, die keiner der drei Skalen zugeordnet werden können, in Form einzelner Items (z.B. "Meine körperlichen Fähigkeiten", "Mein Alter, zu meiner Alterskohorte zu gehören"). Cheek et al. (1994) konnten die Reliabilitäten im Vergleich zur Vorgängerversion leicht verbessern, diese betragen .84 für persönliche, .86 für soziale und .68 für kollektive Identität.

Zum AIQIIIx und seinen Vorgängerversionen existieren eine Fülle von Validierungs- und Korrelationsstudien (z.B. Hogan & Cheek, 1983; Cheek und Hogan, 1983; Wymer und Penner, 1985; Miller und Thayer, 1988; Britt, 1993). Auf diese Studien soll im folgenden Abschnitt 5, der sich mit den derzeitigen Forschungsergebnissen zum Zusammenhang zwischen verschiedenen Konstrukten des Selbst beschäftigt, eingegangen werden.

Aufgrund der Neuartigkeit des Ansatzes des AIQIIIx, bei dem die subjektive Wichtigkeit einzelner identitätsbestimmender Aspekte des Lebens in den Vordergrund gestellt wird, soll dies die Operationalisierung des Konstrukts der

Identität sein, die in dieser Studie verwendet wird. Da jedoch bislang keine deutschsprachige Adaptation des Instruments vorliegt, wird die Skala zunächst übersetzt und im Rahmen einer Vorstudie evaluiert.

4.3. Das Konstrukt des Selbstwerts

Der Begriff des Selbstwertes (engl. self-esteem) ist in Relation zu den anderen, bisher betrachteten Konstrukten, recht leicht zu umreißen. Es besteht nahezu über alle Autoren hinweg die einhellige Auffassung, daß der Selbstwert der Ausdruck der Wertschätzung ist, die der eigenen Person entgegengebracht wird. Dies kommt auch in der Definition von Rosenberg (1965) zum Ausdruck: "Mit dem Selbstwert beziehen wir uns auf die Bewertung, die das Individuum bezüglich sich selbst vornimmt und üblicherweise aufrechterhält: Diese Bewertung drückt eine Einstellung der Anerkennung oder Mißbilligung aus" (S. 65, Übersetzung des Autors, Originalzitat in Anhang I).

Zwei Elemente dieser Definition bedürfen noch der näheren Erläuterung: Zum einen wird hier bereits die Ansicht vertreten, daß der Selbstwert von einer gewissen zeitlichen Stabilität gekennzeichnet ist ("üblicherweise aufrechterhält") und somit im persönlichkeitspsychologischen Sinn als Trait verstanden werden kann, zum anderen kommt hier zum Ausdruck, daß dieser Trait zur Klasse der Einstellungen gezählt werden kann. Damit kann der Selbstwert einer Person vom Grad seiner Anschaulichkeit her als gleichrangig zu Einstellungen, die anderen entgegengebracht werden, angesehen werden.

Der Definition von Rosenberg sei hier die Sichtweise des Selbstwerts von Lersch (1951) gegenübergestellt. Lersch sieht den Selbstwert als einen Oberbegriff für zwei Bereiche, die er als *Geltungsbewußtsein* und *Eigenwertgefühl* beschreibt. Während das Geltungsbewußtsein seinen Ursprung in der Bewertung anderer hat, kommt im Eigenwertgefühl eher die Wertschätzung der eigenen Person zum Ausdruck.

Daß der Selbstwert auf die Person bezogen eine zentrale Größe ist, läßt sich daran ermessen, daß er schon früh in der Entwicklung des Individuums

eine tragende Rolle spielt. Kagan (1981) konnte zeigen, daß über verschiedene Kulturkreise hinweg die Worte "gut" und "schlecht" zu den ersten gesprochenen Worten von Kleinkindern zählen. Bereits im zweiten Lebensjahr beginnen Kinder, ihr eigenes Verhalten im Sinne von "gut" und "böse" zu bewerten.

Die hohe Bedeutung des Konstrukts des Selbstwerts wird auch in seiner Repräsentation in der psychologischen Forschung evident. In einem Literaturreview zum Thema Selbstkonzept fand Wylie (1974,1979), daß der größte Anteil der gesichteten Studien sich mit dem Selbstwert auseinandersetzt.

An gleicher Stelle wird deutlich, daß sich zwei grundlegende Quellen des Selbstwerts ausmachen lassen: Zum einen das bewertende Feedback, das die Person von anderen erhält, auch wenn dies Verzerrungen unterliegen mag und zum anderen die direkte Erfahrung eigenen Erfolgs oder Versagens. Im Widerspruch zum Ansatz des symbolischen Interaktionismus fanden Franks und Marolla (1976) heraus, daß diese beiden den Selbstwert konstituierenden Größen weitgehend unabhängig voneinander variieren. So kann eine Person beispielsweise sich selbst bezüglich ihrer Fähigkeiten und Kompetenzen sehr skeptisch bewerten, aber gleichzeitig wissen, daß andere ein stimmiges, positives Bild von ihr besitzen. Pelham und Swann (1989) postulieren drei Quellen des Selbstwertgefühls: Negative und positive Affekte, spezifische Selbstwahrnehmungen und die Art und Weise, wie diese Selbstwahrnehmungen zustande kommen, bezogen auf Wichtigkeit, Treffsicherheit und Diskrepanz zwischen Real- und Idealselbst. Diese Einflußgrößen erwiesen sich in einer Regressionsanalyse alle als signifikante Prädiktoren für ein Maß des globalen Selbstwerts.

Eine sozialpsychologische Betrachtung des Konstrukts des Selbstwerts von Deci und Ryan (1995) trennt zwei unterschiedliche Aspekte voneinander: Den kontingenten Selbstwert und den wahren Selbstwert. Kontingenter Selbstwert bezieht sich auf Bewertungen der eigenen Person, die abhängig ist von wahrgenommenem eigenem Erfolg, und positiven Bewertungen durch an-

dere. Das Bemerkenswerte ist hier die Abhängigkeit von diesen Größen. Bleibt der Erfolg oder die positiv bewertende Rückmeldung aus, so fällt sogleich die Bewertung der eigenen Person ebenfalls dementsprechend negativer aus. Ist die Wertschätzung der eigenen Person jedoch unabhängig von solchen situational bedingten Belohnungen, so sprechen Deci und Ryan vom wahren Selbstwert. Konsequenterweise könnte also die Bedingtheit des Selbstwerts in einer Person, ob es sich also um eine *wahre* oder lediglich eine *kontingente*, belohnungsabhängige Wertschätzung handelt, ebenfalls als Persönlichkeitseigenschaft aufgefaßt werden.

4.3.1. Generalität vs. Bereichsspezifität des Selbstwerts

Eine grundsätzliche Kontroverse bei der Erforschung des Selbstwerts besteht darin, ob es bei diesem Konstrukt um eine einheitliche, globale Betrachtung der eigenen Person geht, oder ob es sich um ein untereinander weitgehend unkorreliertes Set von Evaluationen einzelner Lebens- oder Handlungsbereiche handelt. Als Analogon hierzu läßt sich in etwa die Debatte zur Struktur der Intelligenz heranziehen, in der ebenfalls diskutiert wird, ob es sich um einen Generalfaktor oder um eine Reihe unabhängiger Fähigkeiten handelt.

Wahrscheinlich ist diese Frage aber beim Konstrukt des Selbstwerts lediglich eine Frage der Betrachtungsebene. Erhebt man den Selbstwert in unterschiedlichen Lebensbereichen gesondert, etwa bzgl. der intellektuellen Leistungsfähigkeit, der Beliebtheit bei anderen, der sozialen Fähigkeiten und der Attraktivität, so wird schnell klar, daß die so erhaltenen Bewertungen nicht kausal zusammenhängen können. Den gleichen Effekt findet man beispielsweise auch, wenn etwa im schulischen Kontext zwischen den einzelnen Komponenten des Selbstwerts, die aus der erlebten eigenen Leistung in unterschiedlichen Unterrichtsfächern gewonnen werden, unterschieden wird. Bei geeigneter Formulierung der Items werden sich auch auf einer solchen Mikroebene "getrennte" Evaluationen der eigenen Person bzgl. der Leistung im mathematischen, im sprachlichen, im sportlichen Bereich usw. finden.

Obwohl eine Reihe gut entwickelter hierarchischer Modelle über die Struktur des Selbstwerts existieren (Shavelson et al, 1976; Fleming und Courtney, 1984), die im wesentlichen die Facetten intellektuelles, soziales, emotionales und physisches Selbstwertgefühl umfassen, soll dies aber dennoch nicht zu dem Schluß verleiten, der Selbstwert einer Person, definiert als allgemeine Wertschätzung einer Person gegenüber sich selbst, ließe sich nicht bereichsübergreifend als globales Konstrukt operationalisieren und messen. Die hier diskutierte Dichotomie von globalen vs. bereichsspezifischen Selbstwertmaßen soll lediglich zur Vorsicht ermahnen, daß der Begriff des Selbstwerts über verschiedene Studien hinweg nicht immer gleich angewandt wird (Baumeister, 1997).

Bei der Kontrastierung von globalem vs. bereichsspezifischem Selbstwertgefühl besteht überdies Unklarheit über kausale Zusammenhänge. Während Coopersmith (1967) davon ausgeht, daß die bereichsgebundenen Selbstwertgefühle sich erfahrungsabhängig aus einer globalen Evaluation der eigenen Person heraus entwickeln, spricht Harter (1990) davon, daß ein globaler Selbstwert durch Generalisierungen der in den einzelnen Bereichen gemachten Erfahrungen entsteht.

Da es in einer Studie, deren Ziel es sein soll, die Konstellation verschiedener Selbstkonstrukte zueinander zu untersuchen, wenig Sinn machen würde, ein einzelnes Konstrukt in verschiedene *inhaltlich* begründete Facetten aufzuspalten, soll Selbstwert in der Folge als einheitliches generelles Konstrukt behandelt werden.

4.3.2. Stabilität des Selbstwerts

Zur Klärung der Frage, ob es sich bei der Selbstwertvariable um eine zeitlich stabile (im Sinne eines Traits) handelt, sind eine große Zahl von Untersuchungen vorgelegt worden. Baumeister (1991) konnte über ein relativ kurzes Zeitintervall von zwei Wochen eine extrem hohe Zeitstabilität von .90 feststellen. Auch Harter (1993) fand eine relativ hohe Zeitstabilität des Selbstwerts,

wenngleich einschneidende Lebensereignisse (z.B. Erwerb von Abschlüssen) hier wichtige Einflußvariablen sind.

In einer groß angelegten Längsschnittstudie zur Stabilität des Selbstkonzepts bei Jugendlichen (im letzten High-School-Jahr) mit über 10000 Versuchspersonen zeigten sich bei Tashakkrori et al. (1989) zwei wesentliche Befunde: Erstens kann die Stabilität eines globalen Maßes für den Selbstwert über zwei Jahre hinweg mit .47 als mittelhoch bezeichnet werden und zweitens war ein signifikantes Ansteigen des Selbstwerts über diesen Zeitraum hinweg zu beobachten. Die Aussagekraft der verhältnismäßig geringen Korrelation zwischen den beiden Zeitpunkten wird durch das zweite Ergebnis wesentlich moderiert. Eine mangelnde Stabilität des Selbstwertes würde eine unsystematische Änderung implizieren, dadurch daß aber ein systematisches Ansteigen zu beobachten ist, wird der Schluß nahegelegt, daß es sich hier um einen allgemeinen Entwicklungseffekt in einer bestimmten Alterskohorte handelt, der im wesentlichen auf den Austritt aus der Schullaufbahn zurückzuführen sein mag. Überdies ist der in dieser Studie gefundene Anteil von Personen mit starken Selbstwertänderungen (Änderung von mehr als einem Punktwert auf einer 6-fach abgestuften Skala) mit 14% als eher gering zu bezeichnen.

Bezüglich der Frage, ob globale oder bereichsspezifische Maße des Selbstwerts eine höhere Zeitstabilität aufweisen, besteht keine eindeutige Befundlage. Während Asendorpf (1999, Asendorpf und van Aken, 1993) zu dem Schluß kommt, daß die Stabilität der bereichsspezifischen Maße höher sei, da in das Globalmaß stärker allgemeine Stimmungsschwankungen als moderierende Größen einfließen, berichten Wade et al. (1989), daß einer hohen Stabilität des Globalmaßes eine recht ausgeprägte Labilität des Selbstwerts in einzelnen Lebensbereichen gegenübersteht.

4.3.3. Selbstwert und soziodemographische Variablen

Obwohl es an dieser Stelle nicht möglich ist, eine Auflistung der Bezüge der Selbstwertvariablen zu sämtlichen soziodemographischen Variablen dar-

zustellen, soll hier dennoch kurz auf die Bezüge zu Geschlecht und Rassenzugehörigkeit eingegangen werden.

Obwohl eine Studie von Zuckerman (1985) keine Geschlechterunterschiede bezüglich der Höhe des globalen Selbstwerts berichtet, konnten Osecka und Blatny (1993) zeigen, daß sich das Muster der Prädiktoren für globalen Selbstwert zwischen den Geschlechtern unterscheidet. Während sich bei Männern Selbsteinschätzungen bezüglich der Eigenschaften "perfect", "worthy", "straight" und "successful" als beste Prädiktoren in einem Regressionsmodell bezüglich der Vorhersage des Selbstwerts erwiesen, so waren dies bei den Frauen "interesting", "strong", "correct", "conspicuous" und "callous". Die Güte der beiden Regressionsmodelle hingegen war nahezu die gleiche.

In der schon angesprochenen Studie von Tashakkori et al. (1989) konnten in einer Varianzanalyse sowohl signifikante Haupteffekte für Geschlecht und Rassenzugehörigkeit gefunden werden. Da hier aber mit einer extrem großen Stichprobe operiert wurde, muß die Bedeutung dieser statistischen Signifikanz jedoch an der Größe des Effekte relativiert werden. Die Varianzaufklärung betrug .06 für Geschlecht und .11 für Rassenzugehörigkeit, so daß insgesamt die Aussage gerechtfertigt erscheint, daß diese beiden soziodemographischen Merkmale einen recht geringen Effekt im Hinblick auf das allgemeine Selbstwertgefühl ausüben.

4.3.4. Konsequenzen des Selbstwertes

Aufgrund der dominierenden Stellung, die der Selbstwert im System der Persönlichkeit eines Individuums einnimmt, ist eine hohe oder niedrige Ausprägung dieser Variable mit einer Reihe von gravierenden Konsequenzen behaftet, die sich auf psychische Gesundheit, soziale Anpassung und Lebensqualität beziehen. Auch die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Selbstwertvariable wurde erkannt und verschaffte dem Konstrukt zu Beginn der neunziger Jahre den Status eines Politikums.

Im US-Bundesstaat Kalifornien wurde die Erhöhung des Selbstwerts sowie der persönlichen und sozialen Verantwortlichkeit der Einwohner 1990 zum politischen Ziel erklärt. Die Argumentation bezog sich darauf, daß mangelnder Selbstwert der Bevölkerung ein gesellschaftliches Grundübel sei, das den Nährboden für Kriminalität, Gewalt, Inanspruchnahme von Staatsgeldern und verantwortungslose Erziehungsstile darstelle. Winegar (1990) drückte dies folgendermaßen aus: "Menschen mit Selbstwert produzieren Einkommen und zahlen Steuern Menschen ohne [Selbstwert] neigen dazu, Nutznießer der Steuern zu sein" (S. 1E-2E, Übersetzung des Autors, Ergänzung des Autors, Originalzitat in Anhang I).

Wenngleich diese plakative Darstellung eines psychologischen Konstrukts im Sinne einer monokausalen Erklärung gesellschaftlichen Übels überzogen sein mag und überdies keinerlei Ansatzpunkte beinhaltet, wie denn nun günstig auf den Selbstwert der Mitglieder einer Gesellschaft einzuwirken sei, so vermag sie doch die Brisanz, die diesem Thema innewohnt, zu verdeutlichen.

Der hier behauptete Zusammenhang ist indes keineswegs so eindeutig, wie er von Winegar (1990) dargestellt wird. In der Folge soll daher auf einige Forschungsergebnisse zum Selbstwert näher eingegangen werden.

Baumgardner (1990) konnte zeigen, daß Selbstwert mit der Klarheit der Vorstellungen, die eine Person über sich selbst hat, einhergeht. Personen mit hohem Selbstwertgefühl verfügen über klare, konsistente und stabile Vorstellungen über sich selbst, die Selbstbilder von Personen mit geringem Selbstwertgefühl sind hingegen widersprüchlich, instabil und unsicher.

Auch auf die Verhaltensebene hat die Selbstwertvariable einen maßgeblichen Einfluß. Mißerfolgserlebnisse sind für Personen mit hohem Selbstwert deutlich aversiver als für solche mit geringem Selbstwert (Shrauger und Sormann, 1977). Nach Mißerfolg verstärken Personen mit hohem Selbstwert entweder ihre Anstrengungen oder sie entziehen sich der Situation. Bei Personen mit geringem Selbstwert ist hingegen nach Mißerfolg keine wesentliche Änderung in der Anstrengung zu beobachten (Baumeister und Tice, 1985).

Die Bezüge zur Leistung sind hingegen weniger deutlich. Es gibt keinen konsistenten Hinweis darauf, daß Personen mit geringem und hohem Selbstwertgefühl sich bezüglich ihrer generellen Leistung voneinander unterscheiden. Obwohl ein hohes Selbstwertgefühl ein hohes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der eigenen Person mit sich bringt, schlägt sich dies auf der Ebene der Leistung nicht nieder (Campbell, 1981).

Insbesondere aber zum Sozialverhalten weist das Konstrukt des Selbstwertes eine Reihe interessanter Bezüge auf: So sind Personen mit geringem Selbstwert anderen und sich selbst gegenüber kritischer und mißtrauischer eingestellt als solche mit hohem Selbstwert (Crocker und Schwartz, 1985). Zahlreiche Verhaltensunterschiede zwischen den beiden Gruppen treten aber nur in öffentlichen Situationen auf, so daß die Vermutung naheliegt, daß hier wesentliche Unterschiede auf dem Gebiet der Selbstpräsentation bestehen (Baumeister, 1982).

Eine wesentliche angstpuffernde Funktion wird der Selbstwertvariable im Rahmen der Terror-Management-Theorie (Greenberg et al., 1986) zugeschrieben. Hierzu gibt es eine große Zahl konsistenter Befunde, die den negativen Zusammenhang von Selbstkonzept und erlebter Angst unter Beweis stellen (Greenberg et al., 1992; Greenberg et al., 1993). Auch bezüglich der Depressivität sind Bezüge zum Selbstwert berichtet worden. So konnten beispielsweise Roberts und Gotlib (1997) zeigen, daß nach kritischen Lebensereignissen eine hohe Stabilität sowohl im generellen Selbstwert als auch in spezifischeren Bewertungen der eigenen Person der Depressivität entgegenwirken.

4.3.5. Dem Selbstwert verwandte Konstrukte

4.3.5.1. Selbstwirksamkeit

Das Konstrukt der Selbstwirksamkeit (engl. self-efficacy) geht im wesentlichen auf die Gedanken von Robert White (1960) zurück, der mit dem Begriff

"feeling of efficacy" die beim Individuum kognitiv verfügbare Erfahrung bzgl. seines eigenen Wirkens beschreibt.

Bandura (1977a) bettete diese Vorstellung einer kognitiven Ressource bzgl. der Effizienz des eigenen Handelns in einen sozialpsychologischen Rahmen ein und verwendete sie im Kontext seiner sozialen Lerntheorie. Bandura verstand das Konstrukt der Selbstwirksamkeit ursprünglich als aufgabenbezogen und definierte es als "die Überzeugung, daß man das Verhalten, das notwendig ist, um das angestrebte Ziel zu erreichen, erfolgreich zeigen kann" (S. 193, Übersetzung des Autors, Originalzitat in Anhang I). Er postulierte an anderer Stelle (Bandura, 1977b), daß wahrgenommene aufgabenbezogene Selbstwirksamkeit auf drei inhaltlich bedeutsamen Dimensionen variiert: Erstens auf dem Niveau der Schwierigkeit von Aufgaben, die zu bewältigen sind, zweitens auf der Ausdauer, mit der ein Individuum ein Ziel beim Auftreten von Schwierigkeiten und Hindernissen weiter verfolgt und drittens auf der Generalität, mit der die Selbstwirksamkeitserwartung von einem Aufgabentyp auf weitere Aufgabentypen übertragen wird.

Ein Ansatz von Sherer et al. (1982) greift die Generalitätsdimension auf und rekonzeptionalisiert das Konstrukt von Bandura dergestalt, daß er in Abkehr von Banduras Aufgabenbezogenheit der Selbstwirksamkeit von einem einzigen Trait der generalisierten Selbstwirksamkeit spricht. Hierunter versteht er das globale Vertrauen, das eine Person in sich selbst bezüglich der erfolgreichen Bewältigung von Aufgaben hat. Individuen, die auf reiche Erfahrungen bezüglich Erfolgserlebnissen, die sie in einer großen Zahl von Situationen hatten, zurückblicken können, weisen somit eine hohe generalisierte Selbstwirksamkeit auf.

An dieser Stelle wird eine gewisse Ähnlichkeit zu Rotters (1966) Konzept einer internalen Kontrollüberzeugung deutlich. Tatsächlich finden sich zwischen diesen beiden Konstrukten Korrelationen in Höhe von etwa .40 (z.B. Schwarzer, 1993).

Obwohl eine Vorhersage von Leistung durch das Konzept der Selbstwirksamkeit quasi schon durch dessen Definition nahegelegt wird, zeigen einige Studien auf, daß der Zusammenhang zumeist keine statistische Signifikanz erreicht (Mueller, 1992; Early und Lituchi, 1991).

Substantielle Bezüge in Höhe von .50 werden von verschiedenen Autoren (Schwarzer, 1993; Woodruff und Cashman, 1993) zwischen genereller Selbstwirksamkeit und Selbstwert berichtet, was verschiedentlich zu der Auffassung geführt hat, daß hier ein und das selbe Konstrukt unter zwei verschiedenen Bezeichnungen geführt wird (Eden, 1988; Brockner, 1988).

Gestützt wird diese Sichtweise durch eine Studie von Stanley und Murphy (1997), in der Maße der Selbstwirksamkeit und der spezifischen und generellen Selbstwirksamkeit simultan als Prädiktoren in einem Regressionsmodell zur Vorhersage der Leistung in einer Sortieraufgabe verwendet wurden. Neben extrem hohen Korrelationen von bis zu .74 zwischen den Operationalisierungen von Selbstwert und Selbstwirksamkeit konnte hier beobachtet werden, daß generelle Selbstwirksamkeit und Selbstwert sich in ihrer Vorhersagegüte im Sinne eines Beitrages zur Varianzaufklärung nicht voneinander unterscheiden und gleichermaßen ungeeignet zur Vorhersage von Leistung waren.

Angesichts dieser Befunde liegt die Schlußfolgerung nahe, daß Selbstwert und generelle Selbstwirksamkeit in der Tat zwei unterschiedliche Bezeichnungen für ein einziges zugrundeliegendes Konstrukt sind. Die unterschiedlichen Konnotationen, die mit diesen Begriffen einhergehen, sind somit eher Resultat der unterschiedlichen Terminologien, die in Persönlichkeits- und Sozialpsychologie Anwendung finden, als daß sie real unterschiedliche Sachverhalte beschreiben.

4.3.5.2. Selbstakzeptanz

Auch in der Tradition der klinischen Psychologie hat sich seit den fünfziger Jahren ein Konstrukt entwickelt, das eine enge inhaltliche Verwandtschaft

zum Konstrukt des Selbstwerts aufweist: Das Konstrukt der Selbstakzeptanz (engl. self-acceptance), das im wesentlichen auf Berger (1952, 1955) zurückgeht und sich in der Folge der von Rogers (1951) postulierten Selbstaktualisierungstendenz etabliert hat. Die zugrundeliegende Idee im Sinne der humanistischen Psychologie besteht darin, daß dieses Konstrukt große Überlappungen zum Konstrukt der Akzeptanz anderer aufweisen soll.

Berger (1955) definiert Selbstakzeptanz als "die Verlässlichkeit eigener Werte und Normen, das Vertrauen in eigene Fähigkeiten der Lebensbewältigung, als die Eigenverantwortung für eigenes Verhalten, das Annehmenkönnen von Kritik und Lob, das Akzeptieren von Gefühlen, Motiven, Fähigkeiten und Einschränkungen im Gegensatz zu deren Leugnung oder Verzerrung, als das Anerkennen der eigenen Person als ebenso wertvoll wie andere, die Erwartung keiner grundlosen Ablehnung durch andere, sowie als die Sicht der eigenen Person nicht als unnormale und seltsame oder schüchtern und befangene" (S. 279, Übersetzung von Bergemann und Johann, 1985).

Obwohl diese Definition auf den ersten Blick schwammig und wortgewaltig wirken mag, so stellt sie doch im Kern ("Anerkennen der eigenen Person") nichts anderes als eine weitere Konzeptualisierung des Selbstwertes dar. Empirisch konnten substantielle Zusammenhänge zwischen Maßen des Selbstwerts und der Selbstakzeptanz gefunden werden (Bergemann und Johann, 1986).

4.3.6. Operationalisierungen und Meßinstrumente zum Selbstwert

Das in der Literatur bei weitem verbreitetste Instrument zur Messung des globalen Selbstwerts ist die Self-Esteem-Skala von Rosenberg (1965). Diese Skala war als Operationalisierung des Selbstwerts über Jahrzehnte hinweg nahezu ohne Konkurrenz. Dieses unidimensionale Maß besteht aus 10 Items, die auf vierstufigen Ratingskalen zu beantworten sind. Von Tashakkori et al. (1989) wird für die Rosenberg-Skala eine interne Konsistenz (Cronbachs Alpha) von .71 berichtet.

Die Rosenberg-Skala wurde verschiedentlich ins Deutsche übersetzt (Badura et al., 1987; Ferring und Filipp, 1996). Ferring und Filipp betrachteten zunächst die faktorielle Struktur der zehn Items. Obwohl eine Hauptkomponentenanalyse zwei Faktoren mit Eigenwerten größer als 1 erbrachte, zeigte sich, daß jeweils die positiv und negativ formulierten Items einen Faktor bildeten. Da jedoch das Ladungsmuster keineswegs einer Einfachstruktur nahekam und überdies die über die auf den Faktoren ladenden Items gebildeten Summenscores hoch miteinander korreliert waren, sahen Ferring und Filipp hier eine unidimensionale Struktur als angebrachter an. Über verschiedene Stichproben hinweg betrugen die Konsistenzkoeffizienten der eindimensionalen Skala .79 bis .88. In der Studie von Ferring und Filipp wurden darüber hinausgehend Betrachtungen der Konstruktvalidität vorgenommen. Die Korrelationen von .68 bis .72 zu einem Maß der Selbstwirksamkeit (Klauer und Filipp, 1993) sprechen für die bereits oben erwähnte enge Verwandtschaft zwischen den beiden Konstrukten. Weiterhin zeigten sich Korrelationen des Selbstwerts zwischen .60 und .77 zu dispositionalem Optimismus (Scheier und Carver, 1985), zwischen .46 und .60 zu aktueller emotionaler Befindlichkeit und zwischen -.54 und -.79 zu Hoffnungslosigkeit (Krampen, 1994).

Das einzige deutschsprachige Instrument zur Messung des Selbstwerts, das auf eine längere Anwendung in Forschung und Praxis zurückblicken kann, ist die Unterskala "Selbstkonzept des allgemeinen Selbstwerts" (FSSW) aus den Frankfurter Selbstkonzeptskalen (FSKN) von Deusinger (1986). Obwohl diese Skala nicht originär aus der Rosenberg-Skala abgeleitet ist, zeigt sich bei der Sichtung der Iteminhalte doch eine recht hohe Ähnlichkeit. Auch die Skala FSSW besteht aus 10 Items, das Antwortformat sieht jedoch sechs Abstufungen vor. Deusinger berichtet für die Skala FSSW Konsistenzkoeffizienten von .77 bis .92 über verschiedene Stichproben hinweg.

Neben diesen Globalmaßen zum allgemeinen Selbstwert existieren eine Reihe von Verfahren mit bereichsspezifischen Skalen (Briggs und Cheek, 1986; Hormuth und Lalli, 1988). Auf diese Verfahren soll hier allerdings nicht vertiefend eingegangen werden.

Zur Messung des Konstrukts der Selbstwirksamkeit (vgl. 4.3.5.1.) stellten Sherer et al. (1982) eine eigene Skala vor. Bei einer faktorenanalytischen Betrachtung spaltete sich jedoch von einem Faktor "Generelle Selbstwirksamkeit" ein weiterer Faktor "Soziale Selbstwirksamkeit", der Items zur Selbstwirksamkeitsüberzeugungen in sozialen Situationen beinhaltet, ab. Sherer et al. berichteten Konsistenzkoeffizienten von .86 für generelle und .71 für soziale Selbstwirksamkeit. Die Korrelationen zur Rosenberg-Skala werden mit .51 für generelle und .28 für soziale Selbstwirksamkeit angegeben.

Im deutschen Sprachraum ist die Skala "WIRKALL" von Jerusalem und Schwarzer (1981) zur Messung der Selbstwirksamkeit vorgelegt worden. In verschiedenen Stichproben zeigten sich Konsistenzen zwischen .82 und .89. Bemerkenswert ist hier, daß neben dem Maß für eine erwachsene Bevölkerung auch Skalen zur spezifischen Selbstwirksamkeitsüberzeugung von Schülern und Studenten vorgestellt werden.

Von Bergemann und Johann (1985) wurden zur Messung der Selbstakzeptanz und der Akzeptanz anderer (vgl. 4.3.5.2) Übersetzungen der Berger-Skalen ins Deutsche vorgelegt. Bei Faktorenanalysen der insgesamt 24 Items erwiesen sich die beiden Aspekte als voneinander unabhängig. Auch mit Hilfe der nonmetrischen multidimensionalen Skalierung (NMDS) ergaben sich starke Hinweise auf die zweidimensionale Struktur (Bergemann, 1993).

Als Konsistenzkoeffizienten werden Werte von .85 für Selbstakzeptanz und .75 für Akzeptanz anderer berichtet (Bergemann und Johann, 1985). Die Retest-Reliabilitäten über ein Acht-Wochen-Intervall betragen für Selbstakzeptanz .73 und für Akzeptanz anderer .77 (Bergemann, 1993). In einer Studie zur Konstruktvalidität der übersetzten Berger-Skalen (Bergemann und Johann, 1987) zeigt sich, daß die beiden Skalen höchst unterschiedliche Korrelationsmuster zu verschiedenen Persönlichkeitsinventaren aufweisen. Während Selbstakzeptanz vornehmlich negativ mit Neurotizismus, nicht aber mit Extraversion korreliert, zeigt sich bei der Akzeptanz anderer eine moderate negative Korrelation sowohl zu Extraversion als auch zu Neurotizismus.

4.3.7. Auswahl der Meßinstrumente für diese Studie

Als Maß für den globalen Selbstwert soll in dieser Studie die Skala FSSW (allgemeine Selbstwertschätzung) der FSKN (Deusinger, 1986) Verwendung finden. Obwohl die deutsche Version der Rosenberg-Skala (Ferring und Philipp, 1996) von den Konsistenzkoeffizienten her als ebenbürtig angesehen werden kann, spricht das differenziertere Antwortformat (sechs statt vier Stufen) für die Verwendung der FSSW.

Aufgrund der Befunde von Stanley und Murphy (1997), die zu dem Schluß kamen, daß das Konstrukt der Selbstwirksamkeit sich nur begrifflich, nicht aber inhaltlich von dem des Selbstwertes unterscheidet, soll in dieser Studie auf den Einsatz eines Instruments zur Messung der Selbstwirksamkeit verzichtet werden.

Schließlich sollen die ins Deutsche übersetzten Berger-Skalen (Bergemann und Johann, 1985) in die dieser Studie zugrundeliegende Testbatterie aufgenommen werden. Im strengen Sinne ist hier nur die Skala "Selbstakzeptanz" als eine Operationalisierung des Selbstwerts zu verstehen, bezüglich des Einsatzes der Skala "Akzeptanz anderer" besteht lediglich ein exploratives Interesse. Bei der Version, die zum Einsatz kommt, handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung mit insgesamt 23 Items. Diese überarbeitete Version wurde auf persönliche Anfrage freundlicherweise vom Autor, Herrn Dr. Niels Bergemann, zur Verfügung gestellt. Das vorgeschlagene Antwortformat mit fünf Abstufungen wird allerdings durch Ratings mit sechs Stufen ersetzt, um so z.B. einem Antwortstil wie "Tendenz zur Mitte" vorzubeugen.

4.4. Das Konstrukt der Selbstaufmerksamkeit

Die Theorie der Selbstaufmerksamkeit (engl.: self-awareness bzw. self-consciousness) wurde von Duval und Wicklund (1972) im Kontext der Sozialpsychologie vorgestellt und hat seitdem einige Erweiterungen und Revisionen erfahren (zusammenfassend Wicklund und Frey, 1993). Ursprünglich wurde die Variable der Selbstaufmerksamkeit ausschließlich als Zustandsvariable (state) verstanden. Der Zustand der Selbstaufmerksamkeit wird beschrieben als die Fokussierung der Aufmerksamkeit einer Person auf Aspekte ihres

eigenen Selbst. Das Gegenteil der Selbstaufmerksamkeit könnte somit als Ausrichtung der eigenen Aufmerksamkeit auf Aspekte der Umwelt verstanden werden.

Die Annahme, daß es einen globalen Zustand der Selbstaufmerksamkeit gibt, bei dem die Aufmerksamkeit simultan auf *alle* Aspekte der eigenen Person gerichtet ist, muß als zu undifferenziert gelten. Vielmehr wird sich der Gegenstand der Selbstaufmerksamkeit eher auf der Ebene der eigenen Affekte, Absichten, Erwartungen, Werte, Selbsteinschätzungen, der inneren Standards und der angestrebten Ziele bewegen.

Unmittelbar in der Theorie von Duval und Wicklund (1972) verankert sind auch Aussagen darüber, welche Effekte der Zustand der Selbstaufmerksamkeit mit sich bringen soll. Personen mit hoher Selbstaufmerksamkeit sollen sich der Theorie zufolge der Diskrepanzen zwischen ihrem tatsächlichen Selbst (Ist-Zustand) und ihrem angestrebten Selbst, das sich in Absichten und Zielen manifestiert (Ideal-Selbst), in stärkerem Maße bewußt sein als Personen mit geringer Selbstaufmerksamkeit. Aus dieser Diskrepanz ergibt sich wiederum eine verstärkte Motivation, dem angestrebten Bild der eigenen Person in hohem Maße gerecht zu werden.

Die Reduktion dieser kognitiv erlebten Diskrepanz kann sich auf verschiedenen Wegen vollziehen. Als erstes wäre hier eine Änderung des konkreten Verhaltens zu nennen, die dazu geeignet ist, das tatsächliche Selbst näher an das Ideal-Selbst heranzuführen. In vielen Fällen wird dies jedoch aufgrund mangelnder Kompetenzen nicht möglich sein: Eine vermehrte Anstrengung führt nur dann zum Erfolg, wenn auch die dazu notwendigen Kompetenzen in ausreichendem Maße ausgeprägt sind. In diesem Fall wird die erlebte und durch Anstrengung nicht zu reduzierende Diskrepanz als selbstbedrohend erlebt. Da diese erlebte Selbstbedrohung in aller Regel von negativem Affekt begleitet ist, wird die Person bemüht sein, die Diskrepanz dadurch zu verringern, daß kognitive Änderungen an entweder tatsächlichem Selbst oder Ideal-Selbst vorgenommen werden, oder aber dadurch, daß die Situation als

solche uminterpretiert wird. Ist eine Reduktion der wahrgenommenen Diskrepanz auf kognitivem Weg nicht möglich, so wird die Person bemüht sein, der Situation, in der sie zur Selbstaufmerksamkeit veranlaßt wurde, zu entgehen (Wicklund und Frey, 1993).

4.4.1. Induktion des Zustandes der Selbstaufmerksamkeit

Die Mehrzahl der Studien, in denen die Auswirkungen der Selbstaufmerksamkeit untersucht wurden, bedienten sich eines sozialpsychologisch-experimentellen Paradigmas, in dem konkrete Variationen der experimentellen Bedingungen dazu dienen sollen, bei einer Experimentalgruppe den Zustand der Selbstaufmerksamkeit herbeizuführen.

Als konkrete Reize wurden hier vor allem das Anbringen von Spiegeln oder Kameras und das Abspielen eines Tonbandes mit der eigenen Stimme verwendet (Wicklund und Duval, 1971). Die überwiegende Anzahl der Studien zur Selbstaufmerksamkeit bedient sich eben dieser experimentellen Variationen. Wicklund und Frey (1980) nennen als weitere induzierende Bedingungen des Zustandes der Selbstaufmerksamkeit die Plazierung der Versuchspersonen in ungewohnten und unstrukturierten Settings und die Technik, den Versuchspersonen einen Minderheitenstatus zu verleihen. Da unter diesen Bedingungen die Beziehungen der eigenen Person zu Gewohntem in der Art und Weise verringert werden, daß die Person nicht mehr die Möglichkeit hat, sich auf bewährte Handlungsmuster zurückzuziehen, soll es zum Zustand einer erhöhten Selbstaufmerksamkeit kommen.

Die undifferenzierte Anwendung unterschiedlicher Paradigmen zur Induktion von Selbstaufmerksamkeit unter der Annahme, daß sie alle zu gleichen oder ähnlichen Effekten im Hinblick auf die Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf die eigene Person führen, wurde jedoch von Froming et al. (1981) scharf kritisiert. Diese Autoren konnten unterschiedliche Effekte der Paradigmen des Einsatzes von Spiegeln und Publikum nachweisen. Während der Einsatz eines Spiegels die Versuchspersonen dazu veranlaßte, privaten Aspekten ihres Selbst stärkere Aufmerksamkeit zuzuwenden, führte der Einsatz eines Publikums

in der experimentellen Situation eher dazu, daß öffentliche Aspekte der eigenen Person aufmerksamer wahrgenommen wurden. Die hier angedeutete Unterscheidung in private und öffentliche Aspekte der Selbstaufmerksamkeit soll an späterer Stelle in dieser Arbeit noch eingehender betrachtet werden.

4.4.2. Selbstaufmerksamkeit als Persönlichkeitsvariable: Das Konstrukt der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit

Bislang ist hier nur von Selbstaufmerksamkeit als Zustandsvariable gesprochen worden, was im wesentlichen der Einnahme einer sozialpsychologischen Perspektive entspricht. Auch im Rahmen der Persönlichkeitspsychologie hat aber eine starke Beschäftigung mit dem Phänomen der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf die eigene Person stattgefunden. Es wird hier angenommen, daß eine latente Selbstaufmerksamkeitsdisposition (als Trait) der Ausformung des Zustandes der Selbstaufmerksamkeit zugrunde liegt. Die Logik dieser Unterscheidung folgt in etwa der hinreichend bekannten Unterscheidung von Ängstlichkeit als Trait und der Angst als State, wie sie beispielsweise von Krohne (1996) in Anlehnung an Cattell und Scheier (1961) beschrieben wird. Das dispositionelle Merkmal Selbstaufmerksamkeit wird so als Ursache interindividueller Unterschiede bei der Ausprägung von Selbstaufmerksamkeit als Zustand betrachtet. Im englischen Sprachgebrauch wird Selbstaufmerksamkeit als Zustand meist als *self-awareness*, dispositionelle Selbstaufmerksamkeit hingegen als *self-consciousness* übersetzt. Diese begriffliche Trennung wird jedoch nicht immer von allen Autoren eingehalten.

Die Annahmen über eine zugrundeliegende Persönlichkeitsdisposition flossen in die Arbeit von Fenigstein, Scheier und Buss (1975) ein, in der erstmals der Versuch unternommen wurde, ein Meßinstrument zur Erfassung dispositioneller Selbstaufmerksamkeit zu entwickeln. Der intuitiven Konstruktion eines Itempools zur Messung dispositioneller Selbstaufmerksamkeit lagen einige Annahmen darüber zugrunde, wie sich das Merkmal manifestieren soll (nach Filipp und Freudenberg, 1989):

- In der gedanklichen Beschäftigung mit eigenem Verhalten

- In einer hohen Sensibilität für eigene Gefühlszustände
- Im Gewährsein eigener positiver und negativer Eigenschaften
- In introspektiven Aktivitäten
- In der Tendenz, Vorstellungsbilder und Phantasien über die eigene Person zu generieren
- Im Gewährsein der eigenen körperlichen Erscheinung und deren Darstellung nach außen
- In einer starken Besorgnis über den Eindruck, den man auf andere macht

Nachdem der auf der Grundlage dieser Annahmen gewonnene Itempool an unterschiedlichen Stichproben verwendet worden war, wurde zunächst eine Betrachtung der internen Struktur bzw. Dimensionalität des Konstrukts auf faktorenanalytischem Weg vorgenommen.

4.4.3. Die Struktur der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit

Bei von Fenigstein, Scheier und Buss (1975) durchgeführten Faktorenanalysen des ursprünglichen Itempools stellte sich heraus, daß dispositionelle Selbstaufmerksamkeit keinesfalls als unidimensionales Konstrukt angesehen werden kann. Die Autoren wählten eine Lösung mit drei Faktoren, die sie als 1. Private Selbstaufmerksamkeit, 2. Öffentliche Selbstaufmerksamkeit und 3. Soziale Ängstlichkeit interpretierten.

4.4.3.1. Private Selbstaufmerksamkeit

Die Items, die auf diesem Faktor luden, können alle als Indikatoren für eine Beschäftigung mit (bzw. der Richtung der Aufmerksamkeit auf) Aspekten des Selbst angesehen werden, die nur der eigenen Person zugänglich sind. Hierunter sind nach Filipp und Freudenberg (1989) beispielsweise Gefühlszustände, Körpersensationen, Meinungen und Einstellungen zu verstehen.

4.4.3.2. Öffentliche Selbstaufmerksamkeit

Hier sind alle diejenigen Items zu finden, die Ausdruck der Fokussierung der Aufmerksamkeit auf Aspekte der eigenen Person sind, die prinzipiell auch

anderen zugänglich sind. Hier wird demnach das eigene Selbst aus einer Perspektive heraus betrachtet, die auch die Perspektive eines Anderen sein könnte. Inhaltlich finden sich hier Merkmale der äußeren Erscheinung, des Sozialverhaltens und auch implizit angenommene Bewertungen, die die eigene Person durch andere erfahren könnte.

4.4.3.3. Soziale Ängstlichkeit

Als dritter Faktor fand sich bei Fenigstein et al. (1975) soziale Ängstlichkeit. Im Vordergrund stehen bei den Items, die diesen Faktor konstituieren, solche, die eine Besorgnis über die Wirkung der eigenen Person auf andere ausdrücken. Die Komponente der sozialen Ängstlichkeit kann jedoch aus theoretischen Erwägungen heraus nicht originär als *Teil* der Selbstaufmerksamkeit verstanden werden, sondern eher als eine ihrer möglichen *Konsequenzen*. Das Zustandekommen eines Faktors "soziale Ängstlichkeit" erklärt sich dadurch, daß Fenigstein et al. (1975) a priori bei der intuitiven Formulierung des der Selbstaufmerksamkeit zugrunde liegenden Itempools die Besorgnis darüber, welchen Eindruck die eigene Person auf andere macht, eingeschlossen hatten. Ob es allerdings inhaltlich sinnvoll ist, in einem Meßinstrument Antezedenzen und Konsequenzen eines Bereichs des Erlebens gleichberechtigt nebeneinander zu stellen, darf zumindest kritisch hinterfragt werden. So argumentieren auch Filipp und Freudenberg (1989) damit, daß die Inhalte des Faktors inhaltlich nahezu nicht unterscheidbar sind von dem, was in der Forschung zur Ängstlichkeit als *Worry*-Komponente bekannt ist (Schwarzer, 1981). Für eben dieses Konstrukt existieren aber schon eine Reihe etablierter Meßinstrumente, so daß eine Neuentwicklung einer Skala nicht notwendig erscheint.

4.4.3.4. Bewertung der faktorenanalytischen Ergebnisse zur Selbstaufmerksamkeit

Die von Fenigstein et al. (1975) gefundene mehrdimensionale Struktur des Konstrukts der Selbstaufmerksamkeit vermag die ursprünglich im Rahmen der Theorie der Selbstaufmerksamkeit von Duval und Wicklund (1972) enthaltene

Hypothese der Unidimensionalität des Konstrukts hinreichend zu widerlegen. Tatsächlich handelt es sich bei den Teilbereichen private Selbstaufmerksamkeit und öffentliche Selbstaufmerksamkeit um zwei weitgehend voneinander unabhängig variierende Dimensionen, die auch inhaltlich klar unterschiedliche Akzentuierungen besitzen.

In konfirmatorischen Reanalysen der von Fenigstein et al. (1975) vorgelegten dreidimensionalen Skala konnten jedoch Burnkrant und Page (1984) zeigen, daß eine vierfaktorielle Struktur einen besseren Modellfit erzielte als das ursprüngliche Modell von Fenigstein et al. (1975). Während bei Burnkrant und Page (1984) die Faktoren "Public Self-Consciousness" und "Social Anxiety" als latente Konstrukte erhalten bleiben, zerfällt der Bereich der privaten Selbstaufmerksamkeit in die beiden Komponenten "Self-Reflectiveness" und "Internal State Awareness". Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, daß innerhalb der privaten Selbstaufmerksamkeit noch einmal eine Unterscheidung zwischen der Richtung der eigenen Aufmerksamkeit auf einerseits die Person als solche und andererseits auf Gefühlszustände lohnend sein könnte.

Gould (1986) vergleicht abermals die Modelle von Fenigstein et al. (1975) und Burnkrant und Page (1984) mittels konfirmatorischer Analysen miteinander und kommt zu dem Schluß, daß das vierfaktorielle Modell von Burnkrant und Page im direkten Vergleich über den Modellfit überlegen ist. Er stellt den beiden Modellen allerdings ein eigenes Modell gegenüber, für das er einen noch besseren Fit erhält. Dieses Modell spricht für nur drei latente Konstrukte, bei dem aber die Items, die bei Burnkrant und Page (1984) Indikatoren für die "Internal State Awareness" waren, aus der Analyse insgesamt ausgeschlossen bleiben.

Auch wenn die hier beschriebenen Modelle nicht deckungsgleich sind, so kann insgesamt doch angemerkt werden, daß zumindest die Unterteilung der Selbstaufmerksamkeit auf dispositioneller Ebene in einen privaten und einen öffentlichen Bereich von einer gewissen Konsistenz gekennzeichnet ist.

Die Urheber der Theorie der Selbstaufmerksamkeit (Wicklund und Gollwitzer, 1987) zweifeln die Sinnhaftigkeit der Trennung zwischen den beiden Aspekten jedoch nachhaltig an, aufbauend auf der Argumentation, daß die öffentliche Komponente im engeren Sinne nicht mehr als Selbstkonstrukt zu verstehen sei.

4.4.4. Forschungsergebnisse zur dispositionellen Selbstaufmerksamkeit

Die meisten Studien, die sich mit den Auswirkungen der Ausprägtheit von privater und öffentlicher Selbstaufmerksamkeit beschäftigen, sind solche, die die Versuchspersonen in Gruppen mit niedriger und hoher Selbstaufmerksamkeit, gemessen über das Instrument von Fenigstein et al. (1975) am Median trennen. Eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse dieser eher persönlichkeitspsychologisch orientierten Studien mit denjenigen der Studien, die sich des sozialpsychologisch-experimentellen Paradigmas der Induktion von Selbstaufmerksamkeit durch eine Spiegelbedingung bedienen, ist insofern gegeben, als daß mehrfach (Buss und Scheier, 1976; Scheier und Carver, 1977) nachgewiesen werden konnte, daß sich Personen mit experimentell induzierter Selbstaufmerksamkeit ähnlich wie Personen verhalten, die durch eine hohe dispositionelle Selbstaufmerksamkeit gekennzeichnet sind.

In der Folge werden nun einige Forschungsergebnisse berichtet, die erstens die hohe Bedeutsamkeit des Konstrukts der Selbstaufmerksamkeit im Hinblick auf verschiedene Bereiche des menschlichen Erlebens und Verhaltens herausstellen und die zweitens aufzeigen können, daß private Selbstaufmerksamkeit und öffentliche Selbstaufmerksamkeit durchaus unterschiedliche Auswirkungen haben.

Als Beleg dafür, daß die Ausprägtheit der beiden Dimensionen der Selbstaufmerksamkeit Auswirkungen auf die Verarbeitung von Information über die eigene Person hat, können die Ergebnisse von Hull und Levy (1979) gelten. Sie konnten zeigen, daß Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit gegenüber solchen mit niedriger privater Selbstaufmerksamkeit eine erhöhte Behaltensleistung für selbstrelevante Begriffe zeigten.

Die Annahme, daß erhöhte private Selbstaufmerksamkeit zu einer intensiveren Wahrnehmung eigener Gefühlszustände führt, konnte von Scheier und Carver (1977) bestätigt werden. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß bei hoher privater Selbstaufmerksamkeit auch auf physiologischer Ebene deutlichere Begleiteffekte affektiver Zustände nachgewiesen werden konnten (Hull und Young, 1983). Bei Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit besteht außerdem ein erhöhtes Risiko dafür, daß negative Lebensereignisse gesundheitliche Schäden nach sich ziehen (Mullen und Suls, 1982).

In der Konsistenz zwischen Selbstberichten und tatsächlichem Verhalten kommt der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit die Funktion einer Moderatorvariable zu. Scheier, Buss und Buss (1980) berichten von einer höheren Konsistenz bei Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit. Turner (1978) berichtet allerdings auch einen Interaktionseffekt von privater und öffentlicher Selbstaufmerksamkeit: Die Konsistenz zwischen Selbstbeurteilung und Verhalten ist dann am größten, wenn gleichzeitig die private Selbstaufmerksamkeit hoch und die öffentliche Selbstaufmerksamkeit niedrig ausgeprägt ist. Beide Ergebnisse lassen vermuten, daß die Validität von Selbstbeurteilungsinventaren allgemein von der Selbstaufmerksamkeitsvariable abhängt.

Auch im Bereich der Leistung fungiert Selbstaufmerksamkeit als Moderatorvariable. Insbesondere nach dem Erleben von Mißerfolg fällt es Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit schwerer, ihr initiales Leistungsniveau aufrecht zu erhalten (Carver, Scheier und Buss, 1979; Bossong, 1988). An dieser Stelle wird eine gewisse Verwandtschaft des Konstrukts der privaten Selbstaufmerksamkeit zu den Ansätzen der internalen Kontrollüberzeugung von Rotter (1954) und zur Handlungs- und Lageorientierung von Kuhl (1983) deutlich.

Einige Studien haben sich mit den Zusammenhängen von Selbstaufmerksamkeit und Sozialverhalten befaßt. Froming und Carver (1981) konnten hier für Personen mit hoher privater Selbstaufmerksamkeit eine erhöhte Resistenz gegenüber Konformitätsdruck nachweisen. In Bezug auf die Ausprägtheit

der öffentlichen Selbstaufmerksamkeit zeigt sich bei Carver und Humphries (1981), daß Personen mit hoher öffentlicher Selbstaufmerksamkeit empfindlicher gegenüber sozialer Zurückweisung sind als solche mit niedriger öffentlicher Selbstaufmerksamkeit. Dieser Zusammenhang kommt auch darin zum Ausdruck, daß Stränger et al. (1997) durchgängig signifikante Bezüge zwischen öffentlicher Selbstaufmerksamkeit und einer Vielzahl von Maßen der sozialen Ängstlichkeit nachweisen konnten. Die Bezüge der privaten Selbstaufmerksamkeit zur sozialen Ängstlichkeit waren deutlich niedriger.

4.4.5. Operationalisierung der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit

Im englischen Sprachraum ist zur Messung der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit nahezu in allen Fällen die schon erwähnte Self-Consciousness-Scale von Fenigstein et al. (1975) verwendet worden.

Von dieser Skala existieren eine Reihe von Übersetzungen in die deutsche Sprache. Als direkte Übersetzung der Fenigstein-Skala kann die Skala von Heinemann (1979) gelten, der allerdings von Merz (1985) mangelnde psychometrische Kennwerte attestiert werden.

Als das etablierteste Instrument im deutschen Sprachraum muß die Selbstaufmerksamkeitsskala (SAM) von Filipp und Freudenberg (1989) angesehen werden, die nun eingehender betrachtet werden soll.

Ausgehend von der bereits in Abschnitt 4.4.3.3. angestellten Überlegung zur Skala soziale Ängstlichkeit verzichteten Filipp und Freudenberg explizit auf diesen Aspekt. Zur Messung von privater und öffentlicher Selbstaufmerksamkeit werden von ihnen Skalen mit 13 bzw. 14 Items vorgelegt, die mit einem fünfstufigen Antwortformat versehen sind. Die internen Konsistenzen der Skalen, gemessen über Cronbachs Alpha (.83 für private Selbstaufmerksamkeit und .88 für öffentliche Selbstaufmerksamkeit), sowie die Retestreliabilitäten über Zeitintervalle von sechs Monaten (.74 bis .84) können insgesamt als befriedigend bezeichnet werden. In einer von Filipp und Freudenberg (1989) dargestellten Faktorenanalyse mit orthogonaler Rotation verhalten sich 25 der

insgesamt 27 Items erwartungskonform, indem sie nur auf dem Faktor, dem sie zugeordnet werden, eine substantielle Ladung besitzen. Die beiden eindeutig zu interpretierenden Faktoren vermögen allerdings zusammen nur 31,5 Prozent der Ausgangsvarianz aufzuklären. Auch darf angezweifelt werden, ob sich die Annahme zweier vollständig unabhängiger Faktoren aufrecht erhalten läßt. Obwohl mit einer orthogonalen Rotationstechnik (Varimax) gearbeitet wurde, zeigt sich zwischen den Skalenwerten für private und öffentliche Selbstaufmerksamkeit eine Interkorrelation von .54.

Trotz der Schwäche des Instruments, die in dieser Interkorrelation zum Ausdruck kommt und die zumindest, was die angenommene Unabhängigkeit der beiden Bereiche der dispositionellen Selbstaufmerksamkeit angeht, zur Vorsicht mahnen sollte, ist die Skala im deutschen Sprachraum der de-facto-Standard zur Messung der Selbstaufmerksamkeit. Auch in dieser Studie soll das Instrument als Operationalisierung der privaten und öffentlichen Selbstaufmerksamkeit zum Einsatz kommen.

4.5. Das Konstrukt "Self-Monitoring"

Als ein weiteres bedeutsames Konstrukt des Selbst muß das Konstrukt des Self-Monitoring angesehen werden, das von Snyder (1974, 1987) vorgestellt wurde. Dieses Konstrukt konzeptionalisiert interindividuelle Unterschiede in der Selbstdarstellung in sozialer Interaktion. Auf die in der deutschen Sprache oft gewählte Übersetzung "Selbstüberwachung" soll in dieser Studie verzichtet werden, da das hier beschriebene Persönlichkeitsmerkmal komplexer und breiter angelegt ist, als es in dieser Übersetzung zum Ausdruck kommt.

Snyder (1974, 1987) ging von der Überlegung aus, daß Individuen sich zum einen voneinander darin unterscheiden, wie sensibel sie für Hinweisreize bezüglich des eigenen gezeigten Verhaltens in sozialer Interaktion sind und zum anderen wie stark sie darauf Wert legen, sich in einem für die Situation und die Interaktionspartner günstigen Licht zu präsentieren und infolgedessen darum bemüht sind, aktiv darauf hinzuwirken, bei anderen einen gewünschten Eindruck zu hinterlassen.

Bereits hier kommt zum Ausdruck, daß in diesem Konstrukt sowohl Fähigkeits- als auch motivationale Komponenten zu finden sind. Snyder (1974) beschreibt fünf hypothetische Komponenten, die in der Disposition "Self-Monitoring" vereint sein sollen:

- Betrachtung der Angemessenheit interpersonalen Verhaltens (Bsp.: "Auf Festen und anderen sozialen Anlässen versuche ich nicht, den Leuten nach dem Mund zu reden oder mich so zu verhalten, wie sie es gerne haben wollen")
- Aufmerksamkeit für soziale Vergleichsinformationen (Bsp.: "Wenn ich unsicher bin, wie ich mich in sozialen Situationen verhalten soll, suche ich nach Hinweisen im Verhalten anderer")
- Fertigkeiten, die eigene Selbstpräsentation zu kontrollieren und zu modifizieren (Bsp.: "Ich kann jedermann in die Augen sehen und eine Lüge mit ehrlichstem Gesicht erzählen – wenn es um eine gerechte Sache geht")
- Verwendung dieser Fertigkeiten in sozialen Situationen (Bsp.: "Ich kann Leute, die ich wirklich nicht mag, täuschen, indem ich freundlich zu ihnen bin")
- Intersituative Variabilität des sozialen Verhaltens (Bsp.: "Je nach Situation und beteiligten Personen verhalte ich mich oft so, als ob ich ein völlig anderer Mensch wäre") (Snyder, 1974, S. 529; zitiert nach Nowack, 1985)

Snyder (1987) verwendet zur Illustration des Konstrukts die Kontrastierung zweier Typen extremer Ausprägung. Eine Person mit einer hohen Ausprägung von Self-Monitoring ist dadurch gekennzeichnet, daß sie hoch sensibel für soziale Hinweisreize ist und zur Erlangung sozialer Anerkennung stets darum bemüht ist, ihr eigenes Verhalten auf die jeweiligen Erfordernisse der Situation abzustimmen. Eine solche Person würde sich mithin folgende Frage stellen: "Was ist die ideale Person für diese Situation und wie kann ich diese sein?"

Im Gegensatz dazu ist eine Person mit einer geringen Ausprägung des Self-Monitoring darum bemüht, sich selbst gegenüber möglichst authentisch zu sein und sich nicht von situationalen oder sozialen Erfordernissen leiten zu lassen. Hier würde die grundlegende Frage der Person an sich selbst so lauten: "Wie kann ich in dieser Situation am besten ich selbst sein?"

Diese Dichotomie zweier Typen kommt auch in Snyders Kontrastierung eines *pragmatischen* gegenüber eines *prinzipiellen Selbst* zum Ausdruck. Die Typisierung stellt nach Gangestad und Snyder (1985) nicht nur eine inhaltliche Illustration dar, sondern ist Ergebnis einer Analyse der latenten Klassen des Self-Monitoring, die Hinweise darauf erbringt, daß Self-Monitoring nicht als Dimension, sondern eher als Klassenvariable zu verstehen ist. Als Analogie hierzu zitieren Gangestad und Snyder (1985) die diskret verteilte Variable des biologischen Geschlechts, die der kontinuierlich verteilten Variable des psychologischen Geschlechts (Maskulinität vs. Femininität) zugrundeliegt.

Die Kontrastierung von Niedrig- und Hoch-Self-Monitorern wird zumindest implizit der gesamten Forschung zum Self-Monitoring angewendet, die zu meist zwischen diesen beiden per Median-Split erhaltenen Personengruppen unterscheidet.

Die Mediantrennung der beiden Gruppen geschah in der Regel auf der Grundlage der von Snyder (1974) vorgestellten 25-Item Self-Monitoring-Skala, von der an späterer Stelle ausführlicher die Rede sein soll.

4.5.1. Self-Monitoring und andere Selbst- und Persönlichkeitskonstrukte

Um die Eigenständigkeit der Disposition des Self-Monitoring im Kontext weiterer persönlichkeitspsychologischer Konstrukte im Sinne diskriminanter Validität unter Beweis zu stellen, wurden eine große Zahl von Korrelationsstudien durchgeführt. Der Befund von Snyder (1987), nach dem Self-Monitoring nur in vernachlässigbarer Höhe mit einem Maß der sozialen Erwünschtheit einhergeht, zeigt, daß Self-Monitoring mehr ist als der bloße Wunsch nach sozialer Anerkennung. Als weitere vom Self-Monitoring weitgehend unabhängig variierende Persönlichkeitsmerkmale listet Snyder (1987) die Bereiche Machiavellismus, Extraversion, Neurotizismus, Ängstlichkeit, internale vs. externale Kontrollüberzeugung, Intelligenz, Religiosität, akademische Leistung und Psychopathologie (letztere gemessen über die Psychopathie-Skala des MMPI von Hathaway und McKinley (1951)) auf.

Auch bezogen auf weitere Selbstkonstrukte im engeren Sinne erweist sich Self-Monitoring als nur relativ gering mit Selbstaufmerksamkeit korreliert. Obwohl inhaltlich gewisse Überlappungen zwischen diesen Konstrukten bestehen, konnten Turner et al. (1978) nur mäßige Korrelationen von Self-Monitoring zu privater Selbstaufmerksamkeit (.15), öffentlicher Selbstaufmerksamkeit (.25) und sozialer Ängstlichkeit (.18) finden.

Als Hinweis auf die Konstruktvalidität des Self-Monitoring kann der Befund von Snyder (1974) aufgefaßt werden, wonach professionelle Schauspieler höhere Werte auf der Self-Monitoring-Skala erzielen als Studenten. Noch geringere Werte als Studenten haben Psychatriepatienten. Dies korrespondiert mit der von Snyder (1974) angenommenen Komponente der Fähigkeit zur Kontrolle und Modifikation der eigenen Selbstpräsentation.

Auch im Vergleich von verschiedenen Kulturen sind Unterschiede in der mittleren Ausprägung zu beobachten. Gudykunst et al. (1987) konnten nachweisen, daß das Merkmal Self-Monitoring in Kulturen, die die Individualität betonen (USA und Australien) signifikant höher ausgeprägt ist als in kollektivistischen Kulturen (Japan, Hongkong und Taiwan).

4.5.2. Konsequenzen des Self-Monitoring

Bei einem Merkmal von einer so hohen Relevanz für das Sozialverhalten wie dem Self-Monitoring kann von erheblichen Konsequenzen seiner Ausprägung im Hinblick auf verschiedene Bereiche des Erlebens und Verhaltens ausgegangen werden. Insbesondere der Kreis der Forscher um Snyder hat das Konstrukt in Bezug zu einer Fülle von weiteren Variablen gesetzt. Ein Überblick über einige dieser Ergebnisse soll hier gegeben werden.

4.5.2.1. Self-Monitoring und das Einholen sozialer Vergleichsinformation

Eine Reihe von Studien berichten, daß Hoch-Self-Monitorer aktiv nach sozialer Information suchen, um sich selbst besser auf die Situation einstellen zu können. Berscheid et al. (1976) gaben Personen die Gelegenheit, sich Infor-

mationen über einen potentiellen Rendez-Vous-Partner einzuholen. Hoch-Self-Monitorer beiderlei Geschlechts machten von dieser Möglichkeit signifikant mehr Gebrauch als Niedrig-Self-Monitorer, erinnerten sich besser an Spezifika dieser Zielperson und neigten eher dazu, aus der erhaltenen Information Schlüsse über Persönlichkeitszüge der Zielperson zu ziehen. Kann zwischen verschiedenen Informationsquellen über andere Personen gewählt werden, so bevorzugen Hoch-Self-Monitorer die Beobachtung anderer in Situationen, die formal nicht stark vorstrukturiert sind (Berger und Douglas, 1981). Hoch-Self-Monitorer legen somit Wert darauf, das Verhaltensrepertoire anderer möglichst umfassend kennenzulernen.

Diese erhöhte Sensibilität für sozial relevante Informationen bei Hoch-Self-Monitorern geht mit einer funktionalen Komponente im Sinne einer höheren Menschenkenntnis einher. Hoch-Self-Monitorer sind eher in der Lage, Einschmeichelungsabsichten anderer als solche zu erkennen (Jones und Baumeister, 1976) und Täuschungsabsichten zu durchschauen (Ickes und Barnes, 1977).

4.5.2.2. Self-Monitoring und Selbstdarstellung nach situationalen Erfordernissen

Wie aus den inhaltlichen Erwägungen zum Self-Monitoring (vgl. Abschnitt 4.5.) hervorgeht, werden Personen mit hohen Ausprägungen erhöhte Fähigkeiten im Hinblick auf die eigene Selbstdarstellung in Abhängigkeit von konkreten Erfordernissen einer Situation zugeschrieben. Snyder und Monson (1975) konnten in diesem Zusammenhang zeigen, daß Hoch-Self-Monitorer es verstanden, sich in einer öffentlichen Situation (in der vor einem Publikum Stellung zu einer bestimmten Frage bezogen werden mußte) und in der somit eine hohe Autonomie gewünscht war, autonom darzustellen. In einer privaten Situation, in der von einer Gruppe Konformitätsdruck ausgeübt wurde, stellten sie sich hingegen als konform dar. Im Kontrast dazu zeigten sich Niedrig-Self-Monitorer als unanfällig gegenüber den durch das Setting induzierten Erwartungen von Autonomie und Konformität.

Weitere Ergebnisse bestätigen ebenfalls die Annahme der höher ausgeprägten Selbstdarstellungsfähigkeiten bei Hoch-Self-Monitorern: In Rollenspielen können sie ihr expressives Verhalten besser kontrollieren und sich besser sozial erwünscht verhalten als Niedrig-Self-Monitorer (Lippa, 1976). Ebenfalls höher ausgeprägt ist die Fähigkeit, den Eindruck, den sie auf andere machen, korrekt einzuschätzen (Tobey und Tunnell, 1981). Schließlich sind ihnen Beziehungen zu anderen insgesamt wichtiger und sie verfügen auch über mehr Möglichkeiten, die affektiven Reaktionen anderer ihnen selbst gegenüber günstig zu beeinflussen (Ickes und Barnes, 1977).

In einer experimentellen Studie von Levine und Feldman (1997) wurde der Zusammenhang von Self-Monitoring und fremdzugeschriebener Befindlichkeit untersucht. Fremdbeurteiler schrieben hier Hoch-Self-Monitorern während einer Selbstpräsentation geringere negative und erhöhte positive Befindlichkeit im Vergleich zu Niedrig-Self-Monitorern zu.

Um die Fähigkeiten zur günstigen Selbstdarstellung richtig auszuspielen zu können, ist bei Hoch-Self-Monitorern die Tendenz erkennbar, Situationen mit einer hohen Strukturiertheit aufzusuchen und solche mit unklaren Anforderungen zu vermeiden. Snyder und Harkness (1984) entwarfen hierzu ein experimentelles Dilemma, bei dem die Versuchspersonen sich entscheiden sollten, ob sie lieber an einem Gespräch über Kunst und Musik teilzunehmen, das von drei Kunstliebhabern geführt wurde (hohe Strukturiertheit) oder ob sie an einer kontroversen Diskussion zwischen einem Pazifisten und einem Militaristen teilnehmen wollten (niedrige Strukturiertheit, unklare Anforderungen). Während Hoch-Self-Monitorer das Gespräch über Kunst bevorzugten, da hier ein geringes Konfliktpotential bestand, wählten Niedrig-Self-Monitorer die kontroverse Diskussion, da sie hier die Möglichkeit hatten, ihre persönlichen Einstellungen zu vertreten.

Insgesamt ist bei Niedrig-Self-Monitorern eine höhere Konsistenz zwischen Einstellung und Verhalten zu beobachten als bei Hoch-Selbst-Monitorern (Snyder und Swann, 1976; Snyder und Tanke, 1976).

Obuchi und Fukushima (1997) konnten zeigen, daß die Fähigkeit der Hoch-Self-Monitorer, sich in einer Situation günstig darzustellen, von einer zeitlichen Komponente abhängig ist. In einer Situation, in der ein Experimentator eine sinnlose Aufforderung vorbrachte, reagierten Hoch-Self-Monitorer nur dann versöhnlich, wenn sie nicht gezwungen wurden, unmittelbar zu reagieren. Dies könnte darauf hindeuten, daß der Einsatz günstiger Selbstpräsentationsstrategien einer gewissen kognitiven Vorbereitung bedarf und nicht spontan erfolgt.

4.5.2.3. Self-Monitoring und Konsistenz zwischen Selbst- und Fremdbeurteilung

Den Annahmen von Snyder (1974, 1987) zufolge sind Hoch-Self-Monitorer aufgrund ihrer erhöhten intersituativen Verhaltensvariabilität von anderen schlechter bezüglich der Ausprägung von Persönlichkeitseigenschaften einschätzbar als die eher prinzipiengeleitet agierenden Niedrig-Self-Monitorer. Obwohl Snyder und Tanke (1976) sowie Tunnell (1980) nachweisen konnten, daß die Korrelation zwischen Selbst- und Fremdurteil bei Hoch-Self-Monitorern tatsächlich geringer ist als bei Niedrig-Self-Monitorern, sind diese Befunde jedoch nicht durchgängig repliziert worden.

Cheek (1982) berichtet im Widerspruch hierzu nahezu gleich hohe Korrelationen zwischen Selbst- und Fremdurteil für die beiden Self-Monitoring-Gruppen. In seiner Arbeit ist sogar eher eine allerdings nicht signifikante Tendenz zu einer höheren Korrelation bei Hoch-Self-Monitorern zu beobachten, die er isoliert mit den insgesamt höheren sozialen Fähigkeiten der Hoch-Self-Monitorer begründet. Ähnliche Befunde, die sich vom Gedanken einer unidimensionalen Persönlichkeitseigenschaft Self-Monitoring entfernen und ebenfalls auf die moderierende Rolle sozialer Fähigkeiten abheben, berichten Wymer und Penner (1985).

An dieser Stelle wird eine konzeptionelle Schwäche des Konstrukts Self-Monitoring deutlich: Wenn nur eine der Komponenten des Konstrukts in der Lage ist, die Bezüge zwischen Selbst- und Fremdbeurteilung zu erklären, dann

darf die Generalität des Konstrukts insgesamt zumindest kritisch betrachtet werden. Den Annahmen der Theorie entgegengesetzt ist auch das Ergebnis von Stewart und Carley (1984), worin berichtet wird, daß Hoch-Self-Monitorer nicht insgesamt vorteilhafter beurteilt werden, wie dies aufgrund ihrer besseren Selbstdarstellungsfähigkeiten zu erwarten gewesen wäre. Hoch-Self-Monitorern wird zwar ein erhöhtes Einfühlungsvermögen in Situationen zugeschrieben, deshalb werden sie aber nicht als attraktiver als Niedrig-Self-Monitorer beurteilt. Letzteres könnte als ein Hinweis darauf gesehen werden, daß die taktisch angewandte Selbstpräsentation der Hoch-Self-Monitorer für Außenstehende durchaus als solche zu durchschauen ist.

Auch in einer Studie von Warech et al. (1998), in der Manager sich selbst bezüglich ihrer Selbstpräsentationskompetenzen einschätzen sollten, zeigt sich, daß diese Einschätzungen zwar mit Supervisorbeurteilungen bezüglich der interpersonellen Effektivität der Manager, nicht aber mit deren Beurteilungen der geschäftlichen Kompetenz korrelieren.

4.5.2.4. Self-Monitoring und Sozialverhalten

Snyder (1987) bezieht das Konstrukt des Self-Monitoring auf zahlreiche Bereiche des Alltagslebens wie Wahl von Freunden und Partnern und Berufswahl. Über diese Ergebnisse soll hier ein kurzer Überblick gegeben werden.

Jamieson, Lydon und Zanna (1984) berichten, daß Hoch-Self-Monitorer bei der Auswahl ihrer Freunde Wert darauf legen, daß diese sich in ähnlichen Freizeitaktivitäten engagieren, Niedrig-Self-Monitorer hingegen Freunde mit Einstellungen, die den eigenen ähnlich sind, bevorzugen. Snyder (1987) illustriert dies mit einem Beispiel zur Auswahl eines Tennispartners: Während ein Hoch-Self-Monitorer einen Spielpartner mit einer ähnlichen Spielstärke bevorzugt (da hier die Aktivität des Tennisspielens im Vordergrund steht), würde ein Niedrig-Self-Monitorer eher einen guten Freund als Spielpartner auswählen, auch wenn das Spiel dadurch leiden könnte (hier steht die Freundschaft im Vordergrund).

Unterschiede zwischen den beiden Self-Monitoring-Gruppen bestehen auch darin, daß Hoch-Self-Monitorer unterschiedliche Gruppen von Freunden haben, die nach unterschiedlichen Aktivitätsbereichen getrennt sind. Sie haben nur wenig Interesse daran, diesen verschiedenen Gruppen von Freunden gemeinsam zu begegnen, da sie hierdurch dazu gezwungen werden könnten, mehrere zueinander inkompatible soziale Rollen zu bekleiden (Snyder, 1987).

Generell scheint es einen Einfluß des Self-Monitoring auf die Größe des Freundeskreises zu geben. Clinton und Anderson (1999) konnten in diesem Zusammenhang zeigen, daß Self-Monitoring ein signifikanter Prädiktor für soziale Einsamkeit ist. Hoch-Self-Monitorer leiden weniger unter sozialer Einsamkeit als Niedrig-Self-Monitorer.

Auch in Bezug auf die Auswahl gegengeschlechtlicher Partner hat das Konstrukt des Self-Monitoring einen Einfluß. Snyder, Berscheid und Glick (1985) konnten zeigen, daß in einem experimentellen Setting, in dem den Versuchspersonen Informationen zu potentiellen Partnern gegeben wurden, Hoch-Self-Monitorer mehr Zeit auf die Betrachtung der Photographien der Zielpersonen und weniger Zeit auf die Information über die Persönlichkeitsscharakteristika verwendeten als Niedrig-Self-Monitorer. Hoch-Self-Monitorer scheinen also ein größeres Augenmerk auf äußerliche Charakteristika zu legen, bei ihnen spielt die körperliche Attraktivität des potentiellen Partners eine größere Rolle. In einer neueren Studie von Shaffer und Bazzini (1997) konnten diese Ergebnisse allerdings nicht repliziert werden.

Substantielle Unterschiede im Sexualverhalten zwischen Hoch- und Niedrig-Self-Monitorern berichten Snyder, Simpson und Gangestad (1986). Hoch-Self-Monitorer beiderlei Geschlechts hatten signifikant mehr Sexualpartner im Jahr vor der Befragung und erwarteten auch für die Zukunft eine größere Zahl von Partnern als Niedrig-Self-Monitorer.

Eine Vielzahl von Ergebnissen liegen auch zur Beziehung von Self-Monitoring zu berufsbezogenen Gegebenheiten vor. So konnten Snyder und Gan-

gestad (1982) zeigen, daß die Bereitschaft, sich auf eine Arbeitsstelle zu bewerben, bei Hoch-Self-Monitorern bei einer detaillierten Stellenbeschreibung höher war als bei einer vage gehaltenen Stellenbeschreibung. Der gleiche Effekt trat bei Niedrig-Self-Monitorern nicht auf. Dies steht in Einklang mit den schon vorher berichteten Befunden, die Hoch-Self-Monitorern eine erhöhte Sensibilität für sozial relevante Information bescheinigen.

Hoch-Self-Monitorern fällt es überdies leichter, in ihrer beruflichen Karriere aufzusteigen. Sypher und Sypher (1983) untersuchten die Angestellten einer Versicherungsgesellschaft und konnten feststellen, daß Angestellte auf hoch angesiedelten Ebenen eher Hoch-Self-Monitorer, solche auf den unteren Ebenen eher Niedrig-Self-Monitorer waren. Zu Ergebnissen, die in die gleiche Richtung weisen, kommen Kilduff und Day (1994) in einer Längsschnittstudie über den beruflichen Werdegang von Universitätsabsolventen: Hoch-Self-Monitorer zeigten häufigere Wechsel des Arbeitsplatzes, wechselten häufiger aus beruflichen Gründen den Wohnort und wurden häufiger über verschiedene Unternehmen hinweg weiter vermittelt als Niedrig-Self-Monitorer. Diejenigen Hoch-Self-Monitorer, die über den Zeitraum der Längsschnittstudie hinweg in einem Unternehmen arbeiteten, wurden dort öfter befördert als Niedrig-Self-Monitorer.

Den insgesamt größeren Berufserfolg der Hoch-Self-Monitorer erklärt Snyder (1987) mit dem starken Streben dieser Personengruppe nach Status und Prestige.

4.5.3. Die Struktur des Self-Monitoring

4.5.3.1. Untersuchungen im englischen Sprachraum

Trotz der im vorherigen Abschnitt beschriebenen zahlreichen Forschungsergebnisse zum Self-Monitoring ist die Generalität bzw. Unidimensionalität des Konstrukts, so wie sie von Snyder immer wieder betont wird, nicht unumstritten geblieben.

Snyder (1974) stellte eine eindimensionale Self-Monitoring-Skala mit 25 Items vor, die Grundlage aller von ihm und seinen Kollegen durchgeführten Forschungsarbeiten gewesen ist. Während Snyder für diese Skala eine Konsistenz nach der Kuder-Richardson-Formel von .63 und eine einmonatige Retest-Reliabilität von .83 berichtet, weichen die Angaben anderer Autoren, die sich ebenfalls dieser Skala bedienen, von diesen Werten oft stark nach unten ab. Briggs, Cheek und Buss (1980) unterstreichen etwa die nur sehr geringe mittlere Inter-Item-Korrelation von .08.

Die Kritik an der Auffassung Snyders, daß es sich bei Self-Monitoring um ein eindimensionales Konstrukt handelt, baut im wesentlichen auf zwei Überlegungen auf:

Zum einen sind bei den Komponenten, die dem Konstrukt des Self-Monitoring und der Formulierung der Items für die 25-Item-Skala zugrunde gelegt wurden, offensichtlich verschiedene inhaltliche Bereiche repräsentiert (vgl. Abschnitt 4.5.). Sowohl fähigkeitsbezogene Elemente (Sensibilität für soziale Hinweisreize, Fähigkeit, die eigene Selbstdarstellung an die Situation anzupassen) als auch motivationale Elemente (Bereitschaft, das eigene Verhalten auf situationale Erfordernisse abzustimmen) finden sich hier auf einer Ebene nebeneinander.

Zweitens ist die empirische Bewährung des unidimensionalen Self-Monitoring-Konstrukts nicht in allen Bereichen als hinreichend anzusehen. Insbesondere bei der angenommenen Moderatorfunktion des Self-Monitoring zur Erklärung der Stärke des Zusammenhangs zwischen Selbst- und Fremdbeurteilung (vgl. Abschnitt 4.5.2.3.) zeigt sich, daß Self-Monitoring im Sinne Snyders hier nicht durchgängig in der Lage ist, klare Bezüge zu generieren.

Auch angesichts der geringen mittleren Inter-Item-Korrelation der Snyder-Originalskala mit 25 Items befaßten sich einige Arbeiten mit der Dimensionalität des Konstrukts des Self-Monitoring und bedienten sich dazu zumeist der explorativen Faktorenanalyse. Die erste Studie dieser Art ist die von Briggs, Cheek und Buss (1980), die die 25 Items einer Hauptachsenanalyse mit

orthogonaler Rotation unterzogen und drei Faktoren fanden, die sie als "Extraversion" (Im Mittelpunkt stehen), "Other-Directedness" (andere zufriedenstellen, anderen nach dem Mund reden, Inkonsistenz von Einstellung und Verhalten) und "Acting" (schauspielerische Fähigkeiten) interpretierten. Diese dreidimensionale Struktur konnte in der gleichen Studie in einer zweiten Stichprobe repliziert werden.

Die Interkorrelationen zwischen den für die Personen in der Stichprobe errechneten Faktorwerten sind insgesamt als gering zu bezeichnen, wenngleich Extraversion und Acting positiv zu .31 korrelieren. Augenfällig ist, daß die internen Konsistenzen der Skalen (Cronbachs Alpha) mit Werten zwischen .66 und .72 nicht geringer ausfallen als der von Snyder (1974) berichtete Kuder-Richardson-Koeffizient von .63 für die Gesamtskala.

Zudem gelang es Briggs et al. (1980) zu demonstrieren, daß die erhaltenen drei Faktoren mit unterschiedlichen Außenkriterien korrelieren. So geht "Other-Directedness" positiv mit sozialer Ängstlichkeit und Neurotizismus und negativ mit Selbstwert einher, "Extraversion" hingegen negativ mit sozialer Ängstlichkeit und positiv mit Selbstwert und Extraversionsmaßen aus gängigen Persönlichkeitsinventaren. "Acting" ist im Unterschied zu den beiden anderen Faktoren nicht mit Selbstwert korreliert. Die unterschiedlichen Muster von Korrelationen lassen sich somit als starker Hinweis darauf verstehen, daß die Aufrechterhaltung eines eindimensionalen Konstrukts "Self-Monitoring" nicht länger gerechtfertigt erscheint (Briggs und Cheek, 1986).

In einer weiteren Reanalyse der Snyder-Skala mit 25 Items finden Gabryenka und Arkin (1980) anhand einer Hauptkomponentenanalyse mit anschließender obliquer Rotation eine vierfaktorielle Struktur. Die vier Faktoren werden als "acting ability", "sociability/social anxiety", "other-directedness" und "speaking ability" interpretiert und können so indirekt die von Briggs et al. (1980) gefundene Struktur replizieren, mit dem Unterschied, daß sich die Acting-Komponente von Briggs et al. (1980) bedingt durch die oblique Rota-

tion in zwei gesonderte Fähigkeitsfaktoren ("acting ability " und "speaking ability") aufspaltet.

Ähnliche Ergebnisse bezüglich der Struktur des Self-Monitoring konnten auch Lennox und Wolfe (1984) finden. Zunächst formulierten diese Autoren auf der Grundlage der Überlegungen Snyders (1974) bezüglich der fünf dem Self-Monitoring zugrunde liegenden Komponenten eigene Items und konnten für vier der fünf so erzeugten Itemcluster positive Korrelationen zu sozialer Ängstlichkeit finden. Dies widerspricht ihrer Ansicht nach dem Grundgedanken des Self-Monitoring, das ja ursprünglich eher in Richtung einer sozialen Fähigkeit konzeptionalisiert worden war. Lennox und Wolfe (1984) konstruieren daraufhin eine 13 Items umfassende zweidimensionale Self-Monitoring-Skala. Bei der Konstruktion dieser Skala wurden explizit keine solchen Items verwendet, die auf eine Anpassung des eigenen Verhaltens an Situationserfordernisse aus *defensiven* Gründen im Sinne sozialer Ängstlichkeit abzielen. Im verbleibenden Itempool finden sich nur solche Items, die eine Verhaltensanpassung aus einem Wachstumsmotiv heraus beinhalten. Innerhalb dieser Items findet sich faktorenanalytisch eine zweidimensionale Struktur mit den Faktoren "sensitivity to the expressive behavior of others" und "ability to modify self-presentation".

Snyder und Gangestad (1986) treten allen Versuchen, die Unidimensionalität des Self-Monitoring anzuzweifeln, vehement entgegen und beharren auf der Auffassung, daß Self-Monitoring ein nicht weiter zu unterteilenden Ganzes sei. Um den Vorwürfen der mangelnden Konsistenz der Gesamtskala entgegenzutreten, eliminieren sie einige der Originalitems und stellen eine reduzierte 18-Item-Version vor, deren erster unrotierter Faktor nach ihrer Meinung zweifelsfrei als Self-Monitoring zu interpretieren sei (Gangestad und Snyder, 1985) und die einen im Vergleich zur Originalskala höheren Konsistenzkoeffizienten von .70 erbringt.

Eine andere Vorgehensweise zur Bestimmung der Dimensionalität des Self-Monitoring durch Larkin (1991) scheint der Auffassung von Snyder und

Gangestad (1986; Snyder, 1987) recht zu geben. Sie legte Versuchspersonen kurze Aufsätze vor, in die die Items der Self-Monitoring-Skala eingearbeitet waren und konnte zeigen, daß die Items insgesamt als kohärent wahrgenommen wurden. Zumindest in der alltagspsychologischen Wahrnehmung scheinen sich also keine Hinweise auf eine Mehrdimensionalität des Konstrukts zu finden.

War die Studie von Snyder und Gangestad (1986) als "On The Nature of Self-Monitoring: Matters of Assessment, Matters of Validity" benannt, so konnten Briggs und Cheek (1988) abermals mit einer Reanalyse der Ergebnisse und betiteln ihre Studie mit "On The Nature of Self-Monitoring: Problems of Assessment, Problems of Validity". In einer systematischen Gegenüberstellung ihrer über mehrere Studien akkumulierten eigenen Ergebnisse mit denen von Snyder und Gangestad (1986) beschreiben sie die Interpretation von unrotierten Faktoren als unzufriedenstellend und finden in an mehreren unterschiedlichen Stichproben vorgenommenen Faktorenanalysen Ergebnisse bezüglich der Faktorladungen des ersten unrotierten Faktors, die erheblich von den Ergebnissen Snyders und Gangestads (1986) abweichen. Gemeinsam ist diesen unrotierten Faktoren lediglich die unzureichende mittlere Inter-Item-Korrelation in Höhe von .06 bis .08 (Briggs und Cheek, 1988).

Des weiteren beschreiben Briggs und Cheek (1988) die Konsistenz- und Item-Interkorrelationswerte für die kürzere Skala von Snyder und Gangestad (1986) (.70 und .11 für die 18-Item-Version gegenüber .68 und .08 für die 25-Item-Version) noch immer als unzureichend und unterziehen daher das 18-Item-Set abermals einer Faktorenanalyse. Hier gelingt es ihnen, nunmehr zwei Faktoren zu extrahieren, die sie als gut interpretierbar bezeichnen. Der Faktor "Other-Directedness" bleibt inhaltlich bestehen, die Items, die auf den Faktoren "Extraversion" und "Acting" von Briggs et al. (1980) luden, bilden nun einen gemeinsamen Faktor, der als "Public Performing" interpretiert wird. Da auch diese beiden neu gefundenen Faktoren in unterschiedlicher Höhe mit anderen Maßen des Selbst (Selbstwert und Selbstaufmerksamkeit) korrelieren, plädieren Briggs und Cheek (1988) dafür, die Unidimensionalität des Konstrukts

Self-Monitoring zugunsten einer der Realität angemesseneren Struktur aufzugeben.

John, Cheek und Klohen (1996) attestieren dem von Briggs und Cheek auf der Basis der 18-Item-Version gefundenen Faktor "Other-Directedness" allerdings eine nur mangelhafte Konsistenz in Höhe von .40 und führen dies darauf zurück, daß bei der Reduktion der 25-Item-Version (Snyder, 1974) auf die 18-Item-Version (Snyder und Gangestad, 1986) für diesen Faktor bedeutungsvolle Items entfernt wurden.

Abschließend sei hier noch eine alternative Herangehensweise an die Messung der Selbstpräsentation angesprochen, die sich vom Gedanken eines latenten Persönlichkeitstraits (Self-Monitoring) entfernt und statt dessen versucht, Taktiken der Selbstpräsentation inhaltlich zu beschreiben. Lee et al. (1999) entwickelten hierzu die "Self-Presentation Tactics Scale", die die Verwendung unterschiedlicher Vorgehensweisen bei der Selbstpräsentation wie "Entschuldigung", "Rechtfertigung", "Einschüchterung" und "Exemplifizierung" beinhaltet. Die Konsistenzkoeffizienten (Cronbachs Alpha), die für insgesamt 12 Skalen zu unterschiedlichen Bereichen (gebildet aus intuitiv formulierten Items) berichtet werden, sind insgesamt recht zufriedenstellend und bewegen sich zwischen .58 und .94. In konfirmatorischen Faktorenanalysen fanden Lee et al. (1999), daß sich diese 12 Bereiche besser durch ein Modell mit zwei latenten Variablen als durch nur eine latente Variable beschreiben lassen.

Die Benennung dieser beiden latenten Variablen als "defensive Selbstpräsentation" und "bestimmte Selbstpräsentation" sprechen ebenfalls dafür, daß bei der Anpassung des eigenen Verhaltens an situationale Erfordernisse mehrere Motive wirksam sein können und somit gegen eine Unidimensionalität des Konstrukts Self-Monitoring.

4.5.3.2. Untersuchungen im deutschen Sprachraum

Von Kammer und Nowack (1983) wurde eine Übersetzung der Snyder-Originalskala mit 25 Items (Snyder, 1974) in die deutsche Sprache vorgenom-

men und hinsichtlich ihrer psychometrischen Kennwerte überprüft. Von Snyder wurde in der Übersetzung ebenfalls das dichotome Antwortformat (trifft zu / trifft nicht zu) übernommen. Zwei der 25 Items wirkten sich bezüglich der Gesamtskala reliabilitätsmindernd aus und wurden daher eliminiert. Diese beiden Items heben inhaltlich auf die Einholung der Meinung anderer bei Entscheidungen bezüglich des eigenen Handels ab. Für die verbleibenden 23 Items der Self-Monitoring-Skala berichten Kammer und Nowack (1983) eine Konsistenz von .74 (Kuder-Richardson-Formel). Dieser Wert ist geringfügig höher als die in den amerikanischen Studien berichteten Konsistenzen der Skala von Snyder (1974) (vgl. Abschnitt 4.3.5.1.).

Das weitere Vorgehen von Kammer und Nowack (1983) sah eine Faktorisierung des 25-Item-Pools vor. Es wurde nach Sichtung der Ergebnisse eine Zwei-Faktoren-Lösung gewählt. Nach Elimination solcher Items, deren Primärladung auf den erhaltenen Faktoren einen Wert von .20 unterschritt und solchen, deren Sekundärladung nur um .10 geringer war als die Primärladung, verblieben 18 Items. Jeweils 9 Items konstituierten nun einen Faktor. Der Eigenwerteverlauf bzw. die Varianzstärke der Faktoren war über verschiedene Stichproben hinweg nahezu gleich, was von Nowack und Kammer (1987) als ein klarer Hinweis auf zwei latente Varianzquellen verstanden wird.

Inhaltlich wurden diese beiden Faktoren als "Inkonsistenz" und "soziale Fähigkeiten" interpretiert. "Inkonsistenz" erfaßt die wahrgenommene Inkonsistenz zwischen Ausdrucksverhalten und eigenen Gefühlen und Einstellungen und kommt so dem von Briggs et al. (1980) gefundenen "Other-Directedness", in dem ebenfalls die Anpassung des eigenen Handelns an situationale Erfordernisse im Vordergrund steht, gleich.

Die von Briggs et al. (1980) gefundenen Faktoren "Extraversion" und "Acting" ließen sich in der Faktorenanalyse von Kammer und Nowack (1983) nicht replizieren. Der Faktor "soziale Fähigkeiten" umfaßt die Items dieser beiden Faktoren und beschreibt inhaltlich die sozialen und schauspielerischen

Fähigkeiten der Person. Dieser Befund einer Lösung mit nur zwei Faktoren steht im Einklang mit den Ergebnissen von Briggs und Cheek (1988).

Die internen Konsistenzen für "Inkonsistenz" liegen zwischen .63 und .74, die der Skala "soziale Fähigkeiten" zwischen .56 und .68 (Kammer und Nowack, 1983; Nowack und Kammer, 1987; Mielke und Kilian, 1990).

Aufgrund der Eindeutigkeit der zweidimensionalen Struktur empfehlen Kammer und Nowack (1983; Nowack und Kammer, 1987), für die Forschung nicht ein Self-Monitoring-Gesamtmaß, sondern die beiden Subskalen zu erheben. Des weiteren berichten sie, daß ein Self-Monitoring-Gesamtscore, der auf den 18 Items, die nach Elimination uneindeutiger Items auf den beiden Subskalen verblieben waren, psychometrisch dem Gesamtwert auf Basis von 23 Items nicht unterlegen ist. Der Argumentation für die Präferenzierung der Subskalen gegenüber einem Gesamtmaß schließen sich Mielke und Kilian (1990) an.

Auf konfirmatorischem Weg wurde die Struktur der deutschen Self-Monitoring-Skala (18 Items) von Moser, Diemand und Schuler (1996) überprüft. In vergleichenden Analysen, in denen sich Modelle einer einfaktoriellen Struktur, einer zweifaktoriellen Struktur mit unkorrelierten latenten Faktoren und einer zweifaktoriellen Struktur mit korrelierten latenten Faktoren gegenüberstanden (die beiden letzteren auf der Basis der von Kammer und Nowack (1983) vorgenommenen Item-zu-Faktor-Zuordnungen), ergab sich für das einfaktorielle Modell ein schlechter Modellfit ($GFI=.83$). Die Fits für das zweite und dritte Modell ($GFI=.91$) waren zwar nahezu gleich und in akzeptabler Höhe, auf Basis der Chi-Quadrat-Statistik konnte aber eine signifikant verbesserte Anpassung für das dritte Modell mit korrelierten Faktoren gefunden werden.

Da die Ergebnisse von Kammer und Nowack (1983) zwar für zwei Faktoren sprachen, deren Konsistenzen allerdings nicht durchweg zufriedenstellend waren, stellte Nowack (1984) eine Version mit durch eigene Items ergänzten Skalen, die er als "Inkonsistenz erleben" (16 Items) und "wahrgenommene soziale Fähigkeiten" (15 Items) bezeichnete. Zudem fügte Nowack eine weitere

Skala mit von ihm selbst formulierten Items vor, die die Einholung der Meinung anderer bei Entscheidungen bezüglich des eigenen Handelns (vgl. Beginn dieses Abschnitts) berücksichtigen. Diese 10 Items umfassende Skala wurde von ihm als "Aufmerksamkeit für soziale Vergleiche" benannt.

Eine Überprüfung der faktoriellen Struktur dieses erweiterten Pools mit 41 Items wurde von Mielke und Kilian (1990) vorgenommen. Obwohl der Eigenwerteverlauf hier eher für eine zweidimensionale Lösung sprach, wobei die Items für Inkonsistenz und Aufmerksamkeit für soziale Vergleiche einen Faktor bildeten, konnte in einer dreidimensionalen Lösung im wesentlichen die von Nowack (1984) angenommene Struktur sowohl nach orthogonaler als auch nach obliquen Rotation repliziert werden. Die Konsistenzen (Kuder-Richardson-Formel) dieser drei Skalen wurden von Mielke und Kilian (1990) mit .73 bis .79 für "wahrgenommene soziale Fähigkeiten", .76 bis .81 für "Inkonsistenz erleben" und .61 bis .74 für "Aufmerksamkeit für soziale Vergleiche" angegeben und liegen damit erheblich höher als die Konsistenzen der beiden jeweils 9 Items umfassenden Skalen "Inkonsistenz" und "soziale Fähigkeiten" von Kammer und Nowack (1983).

Erwähnt sei an dieser Stelle noch, daß Nowack (1984) zusätzlich 7 Items formulierte, die das Merkmal "Empathie" erfassen sollen. Für diese Skala sind allerdings bislang keine psychometrischen Kennwerte berichtet worden.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß sich in der deutschsprachigen Forschung zur Messung des Self-Monitoring bzw. seiner Facetten eine Reihe von Ansätzen gegenüberstehen, von denen letztlich keiner vollständig zu überzeugen vermag. In dieser Arbeit sollen daher zum Erhalt eines oder mehrerer Maße für Self-Monitoring im Rahmen einer Vorstudie die verschiedenen Modelle in konfirmatorischen Analysen zunächst gegeneinander bezüglich der Güte der Modellanpassung getestet werden.

Nachdem in diesem Abschnitt zunächst eine vertiefende Betrachtung derjenigen Konstrukte, die mit dem 'Selbst' assoziiert sind, vorgenommen wurde, ist es die Aufgabe des folgenden Abschnitts 5, den Forschungsstand zu

den empirisch gefundenen Zusammenhängen zwischen diesen Konstrukten zu berichten.